
EKD

Herausgegeben
vom Kirchenamt der
Evangelischen
Kirche in Deutschland
(EKD)
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover

TEXTE

93



Gott in der Stadt

Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt

Inhalt

Vorwort	5
Einführung	7
I. Die Stadt	9
1. Die Stadt als Versprechen und Verrat	9
1.1. Die Idee der Stadt	9
1.2. Menschengerechte Stadt?	10
1.3. Ambivalenzen im Blick auf die Stadt	12
1.4. Symbole und Sinn	13
1.5. Biblische Bilder der Stadt	14
2. Die Stadt als Chance	16
2.1. Stadt ist nicht gleich Stadt	16
2.2. Städte geben sich ein Gesicht	16
2.3. Lebensqualität	17
2.4. Das Quartier als Gestaltungsraum	18
3. Aktuelle Entwicklungen der Stadt	20
3.1. Der Trend zur Stadt	20
3.2. Schrumpfende Städte – wachsende Metropolregionen	20
3.3. Die gespaltene Stadt	21
3.3.1. Öffentlich und privat	21
3.3.2. Arm und reich	22
3.3.3. Heimisch und fremd	22
3.3.4. Religiös und areligiös	23
3.3.5. Alt und jung	24
3.4. Segregation und Integration	24
3.5. Stadtöffentlichkeit	24
II. Religion	26
1. Wiederkehr der Religion?	26
1.1. Stadt ohne Gott?	26
1.2. Liturgie und Diakonie	28
2. Religiöse Entwicklungen in neuem Gewand	29
2.1. Neue Kathedralen	29
2.2. Religiöse „Erregungsgemeinschaften“ und die Rolle der Medien	30
2.3. Faszination alter Traditionen und Räume	31

3. Was ist Religion?	33
3.1. Der funktionale Religionsbegriff	35
3.2. Der substanzielle Religionsbegriff	35
3.2.1. Suche nach Welt- und Lebensdeutungen	37
3.2.2. Religiosität in der Vielfalt der Religionen	38
III. Die Kirche	41
1. Kirchlicher Aufbruch in die Stadt	42
1.1. Belege für eine neue Aufmerksamkeit für die Kirche	42
1.2. Geistliche Neuorientierung als Aufgabe der Kirche in der Stadt	42
1.3. Aufmerksamkeit für die Stadt	43
1.4. Kirche der Freiheit und Verantwortung	44
2. Der Auftrag der Kirche für die Stadt	47
2.1. Das dreifache Amt Christi und der Auftrag der Kirche	47
2.2. Beteiligungsformen der evangelischen Kirche	52
2.2.1. Die parochiale Beteiligungsform – Kirche im Quartier	52
2.2.2. Netzwerkartige Gemeindebildungen	55
2.2.3. Situativ-missionarische Gemeindegarbeit	57
3. Gestaltungsaufgaben für die Kirche in der Stadt	61
3.1. Wandel der Parochie	61
3.2. Die Entwicklung eines kirchlichen Handlungsplanes für die ganze Stadt	61
3.3. Finanzen	63
3.4. Personal	64
3.5. Religiöse Alphabetisierung und missionarische Bildungsarbeit	65
3.6. Öffentlichkeit	66
3.7. Interreligiöser Dialog	69
Ausblick: Gott in der Stadt	70
Verzeichnis ausgewählter Literatur	71
Mitglieder der Arbeitsgruppe	75
Anhang: Netzwerke im Bereich „Kirche in der Stadt“	76

Vorwort

*„Und du sollst fröhlich sein vor dem HERRN, deinem Gott, du und dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd und der Levit, der in deiner Stadt lebt, der Fremdling, die Waise und die Witwe, die in deiner Mitte sind, an der Stätte, die der HERR, dein Gott, erwählen wird, dass sein Name da wohne.“
(5.Mose 16,11)*

„Stadtluft macht frei – Stadtluft macht Angst“ – die Spannung zwischen diesen beiden Sätzen kennzeichnet ein auch heute weit verbreitetes Lebensgefühl in der Stadt. Einer faszinierenden Vielfalt von Lebenswelten auf engstem Raum stehen sichtbare und unsichtbare Spaltungen gegenüber: Arm und Reich, Fremd und Heimisch, Religiös und Atheistisch begegnen unmittelbar nebeneinander. Große gesellschaftliche Initiativen und eindruckliche humane Gesten stehen unvermittelt neben Vernachlässigung und Brutalität, Anonymität und Einsamkeit. Neue soziale Verbindungen und Netzwerke stoßen sich mit der Auflösung sozialer, nachbarschaftlicher und solidarischer Strukturen.

Spannungsvoll ist auch die Diskussion um die Religion in der Stadt. Sie wurde in den vergangenen Jahrzehnten vornehmlich von dem Begriff der säkularen Stadt bestimmt. Urbanität wurde zu einem Synonym für Säkularisierung und Entkirchlichung. „Stadt ohne Gott?“ (Original: The secular city) – mit diesem Titel gab der nordamerikanische Theologe Harvey Cox im Jahr 1966 für diese Betrachtungsweise den Ton an. Inzwischen aber gilt die These vom fortschreitenden Verfall der Religion in der Moderne und damit auch in den Städten als überholt; mit Schlagworten wie „Wiederkehr der Götter“ oder „Renaissance der Religion“ wird auf das Phänomen verwiesen, dass auch in den Städten nicht nur die Sehnsucht nach Religion wächst, sondern auch die Vielzahl ihrer Ausgestaltungen. Man fühlt sich an die Rede des Apostels Paulus auf dem Areopag in Athen erinnert: „Paulus aber stand mitten auf dem Areopag und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt“ (Apostelgeschichte 17, 22). Auch die Chancen für die evangelische Kirche in der Stadt treten wieder verstärkt in den Blick; die profilierte Arbeit in vielen Innenstadtkirchen und die gelungene Verbindung zwischen gemeindlichen und übergemeindlichen Angeboten sind Beispiele dafür.

Mit dem hier vorgelegten Text „Gott in der Stadt“ nimmt der Rat der EKD die Debatte um die Stadt und um die neue Wahrnehmung der Religion in ihr auf. Die Studie steht in Entsprechung zu dem Text „Wandeln und gestalten. Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen“ (EKD Texte

Nr. 87). Während dort neue Herausforderungen für die kirchliche Arbeit im ländlichen Bereich behandelt werden, stehen hier die spezifischen Aufgaben und Chancen für die evangelische Kirche unter urbanen Bedingungen im Zentrum. Geleitet wird diese Studie von der Grundüberzeugung, dass die neue Aufmerksamkeit für religiöse Phänomene eine reflektierte und klare evangelische Antwort verlangt und verdient.

Die Reformschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland „Kirche der Freiheit. Perspektive für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“ vom Juli 2006 fordert dazu auf, die gesellschaftlichen Veränderungen genau zu analysieren und sich als evangelische Kirche „selbstbewusst und aktiv auf den Wandel einzustellen“. Der vorliegende Text beschreibt deshalb nicht nur die Herausforderungen gegenwärtiger Stadtentwicklung, sondern begreift diese Situation als Chance für eine einladende und überzeugende Verkündigung des Evangeliums. Der Text bejaht dabei mit dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“ die Vielfalt evangelischer Gemeindeformen und schildert, wie sie sich in der gemeinsamen Verantwortung für einen Stadtteil oder eine Stadt wechselseitig ergänzen können. Gemeinsam abgestimmtes und vielfältig profiliertes kirchliches Handeln erscheint als zukunftsweisend; der Text plädiert daher für die Entwicklung eines kirchlichen Handlungsplanes jeweils für die ganze Stadt.

In theologischer Grundlegung, Situationsanalyse und Handlungskonzeption wird so ein Rahmen beschrieben, der für Veränderungsüberlegungen am jeweiligen Ort zur Orientierung dienen kann. Deshalb ist zu wünschen, dass Kirchenvorstände und Presbyterien, Kreissynoden und Pfarrkonvente, die je auf ihre Weise Verantwortung für die Kirche in der Stadt tragen, diesen Text als Ermutigung und hilfreiche Anregung aufnehmen. Aber auch in der Fort- und Weiterbildung für haupt- und ehrenamtlich in der Kirche Tätige bietet er Anstöße und lädt zum Weiterdenken ein.

Ich danke der Ad-hoc-Kommission, die diesen Text vorbereitet hat, und ihrem Vorsitzenden, Propst Ralf Meister, sehr herzlich für ihre engagierte Arbeit und wünsche dieser Veröffentlichung eine vielfältige Resonanz.

Berlin/Hannover, im November 2007

Bischof Dr. Wolfgang Huber
Vorsitzender des Rates
der Evangelischen Kirche in Deutschland

Einführung

„Kirche und Stadt“, das ist die Beschreibung einer Beziehung. Das Christentum ist durch zwei Jahrtausende eng mit der Entwicklung von Städten verknüpft. Die Ausbreitung des Evangeliums wird seit der Gründung der ersten christlichen Gemeinden in den Stadtgesellschaften forciert und schon die Mitglieder dieser Gemeinden nutzten urbane Bedingungen, um von der verwandelnden Kraft des Glaubens an Jesus Christus zu erzählen. Sie nahmen Charakterzüge städtischer Gesellschaften positiv auf, die bis heute gleich geblieben sind. Städtische Orte sind gekennzeichnet von einem Pluralismus der Lebensformen und Werthaltungen auf engstem Raum, verbunden mit einem großen Maß an individueller Freiheit. Diese Voraussetzungen dienen bis heute allen Religionsgemeinschaften, um für die je eigenen Überzeugungen zu werben. Das Christentum stellt darin keine Ausnahme dar.

Die enge Verbindung zwischen einer städtischen Umgebung und der Ausbreitung des Christentums, die mit zum Erfolg der ersten missionarischen Konzepte in der Antike beigetragen hat, hält bis in unsere Zeit an. Missionarische Bewegungen der Kirchen, ob in China oder Afrika, in den urbanen Ballungsräumen der ehemaligen GUS-Staaten oder in Westeuropa suchen sich städtische Kontexte, um Menschen in größerer Anzahl zu erreichen.

Die folgenden Überlegungen „Kirche und Stadt“ wollen deshalb keine historische Studie zum Verhältnis von Kirche und Stadt sein und auch nicht nur den Status quo kirchlicher Arbeit in städtischen Kontexten skizzieren. Sie wollen vor allem die Chancen der evangelischen Kirche in sich verändernden Stadtgesellschaften in Deutschland ausloten.

Die Verfasser gehen dabei von einer neuen Aufmerksamkeit aus, die alle drei historischen Größen Stadt – Religion – Kirche seit einigen Jahren erhalten. Die Gründe für diese „neue Aufmerksamkeit“ sind unterschiedlich, genauso wie ihre jeweiligen Beurteilungen. Aber dass die Phänomene Religion, Kirche und Stadt sich seit einigen Jahren intensiverer Beobachtung erfreuen, scheint außer Zweifel. Aus dieser Aufmerksamkeit versucht der Text Funken zu schlagen, um theologische Kriterien und praktische Handlungsvorschläge für die Arbeit der evangelischen Kirche in der Stadt zu gewinnen.

Der Ausgangspunkt einer dreifachen neuen Aufmerksamkeit übersieht nicht die bisher geleistete Arbeit im Bereich Kirche und Stadt. Die Entdeckung der Stadt als eigenständiges Feld kirchlicher Arbeit hat einen der innovativsten kirchlichen Handlungsräume in den vergangenen 25 Jahren entwickelt. Dafür musste allerdings erst eine lange Tradition christlicher Stadtkritik überwunden werden, die über Jahrhunderte mit der Verteuflung der Stadt ein Klischee bediente. Inzwischen haben sich die Entwicklung der Citykirchenarbeit mit besonderen Profilbildungen an Innenstadtkirchen, die Einrichtung von Kirchencafés, die kirchenpädagogische Arbeit und zahlreiche weitere Ansätze als neue kirchliche Arbeitsformen in der

Stadt bewährt und sind längst über die Stadtgrenzen hinaus als Modelle kirchlicher Arbeit aufgenommen worden.¹

Dieser Text will die evangelische Kirche zu neuen Konzepten in der Stadt ermutigen. Dabei bilden die vielfältigen, unterschiedlichsten Voraussetzungen deutscher Städte – mit einer gesonderten Perspektive Ost-West – eine besondere Herausforderung. Der Entwicklung der Städte in Deutschland gilt es in den nächsten Jahren besondere Aufmerksamkeit zu schenken. In ihnen können wir lernen, wie der Auftrag der Kirche in unserer Gesellschaft auch zukünftig zeitgemäß zu formulieren ist.

¹ Im Anhang findet sich eine Übersicht über die wichtigsten Institutionen und Netzwerke, die im Bereich Kirche und Stadt in den letzten 25 Jahren entstanden sind.

I. Die Stadt

„Eine Stadt, sagt man, sei eine Ansammlung von Menschen, die zusammenkamen, weil sie hofften, auf diese Weise besser und glücklicher leben zu können.“ So charakterisierte Giovanni Botero, ein italienischer Philosoph im 16. Jahrhundert die Stadt.

Die Stadt, gescholten als Sündenpfuhl und gefeiert als Raum der Freiheit, ist weltweit seit ihrer Erfindung die dominierende und fortwährend wachsende Siedlungsform. Als eine der größten Kulturleistungen der Menschheit bleibt sie das große und oft uneingelöste Versprechen auf ein glückliches Leben. Ein Versprechen, das die Städte in fast allen Erdteilen rasant wachsen lässt.

Doch lebt die Stadt aus dem Miteinander des Verschiedenen und Fremden. Sie ist der Ort von Gegensätzen. Ambivalenzen gehören zu ihrem Charakter. Das Versprechen von Freiheit und Glück trägt auf seiner Rückseite die Zumutungen von sozialräumlicher Enge, Begegnung mit dem Fremden und öffentlicher Konflikte.

Die Kirche hält in der Tradition der biblischen Überlieferungen an der Vision fest, dass eine städtische Gestalt möglich ist, in der Frieden und Gerechtigkeit für alle gelten. Diese Vision muss heute, mehr denn je, auf einen mündigen Stadtbürger vertrauen, der die Herausforderung annimmt, seine Freiheit in Verantwortung für die ganze Stadt zu leben.

Angesichts der weltweiten Bevölkerungsentwicklung gibt es keine Alternative zur städtischen Lebensform für die Mehrheit der Menschen auf dieser Erde. Deshalb müssen die Idee einer gerechten Stadt vitalisiert und ihre Integrationskräfte gestärkt werden. Religiöse Kräfte – in europäischen Städten in erster Linie die christlichen Kirchen – werden in diesem Prozess eine Schlüsselrolle spielen.

1. Die Stadt als Versprechen und Verrat

1.1. Die Idee der Stadt

„Stadtluft macht frei!“ – in diesem geflügelten Wort bündelt sich die Attraktivität der Stadt. Ursprünglich war die Freiheit, die die Stadt gewährte, ganz konkret: Leibeigene konnten – nach einjährigem Aufenthalt in der Stadt und wenn sie sich in dieser Zeit nichts hatten zuschulden kommen lassen – ihr Bürgerrecht als Freie zurück erlangen. Darin spiegelt sich die Idee der humanen Stadt. Das Sprichwort zeigt zugleich an, dass sich die europäische Stadt immer auch über den Gegensatz zu dem sie umgebenden Land definierte. Die Stadtbevölkerung unterschied sich von der Landbevölkerung dadurch, dass sie nicht Tag für Tag der unkultivierten Natur in harter körperlicher Arbeit das tägliche Brot abringen musste.

Zur Stadt gehört von Anfang an die Begegnung mit dem Fremden. Dies ist gerade-

zu ein Definitionsmerkmal von Stadt: „Stadt ist der Ort, wo Fremde wohnen.“² Auch an diesem Punkt unterscheidet sich die Stadt vom Land: Archaische Land-Kulturen haben bis heute ihre Spitze darin, die eigenen „Stammesgenossen“ zu schützen, Fremde auszugliedern und Feinde zu vertreiben. Die Stadtkultur ist, ihrer Idee wie ihrer Praxis nach, ein entscheidender Schritt darüber hinaus. Die Stadt ist geprägt von den Lebenszusammenhängen eines geregelten Nebeneinanders von einander Fremden, die einander zumeist fremd bleiben. Städte sind Lebensorte einer Gemeinschaft, die unterschiedliche Herkünfte und verschiedene Denkweisen in sich vereinigt und so ausgleicht, dass die Interessen miteinander vereinbar werden. Die Integration des Fremden ist die Utopie der Stadt.

Die Gemeinschaft der Städter vereinigte die in Herkunft und Denkweise Fremden und verband sie in dem Bewusstsein, Einwohner der gemeinsamen Stadt zu sein, selbst wenn sie kein formelles Bürgerrecht besaßen. Das ursprüngliche Stadtempfinden ist elementar das Empfinden, Teil eines Gemeinwesens zu sein, das die Unterschiede zwischen den Verschiedenen nicht einfach negiert, aber doch in gewisser Weise transzendiert. Dem Anspruch nach weitgehender politischer Selbstbestimmung und geistiger Freiheit korrespondieren in der Stadtentwicklung durch die Jahrhunderte die Pflege der Bildung, vielfältiger sozialer Austausch im öffentlichen Raum, die Herausbildung von Eliten, von Handelsmacht und politisch-symbolischer Architektur, Innovationen im technischen und künstlerischen Bereich, aber auch die Schattenseiten von Massenarmut und organisierter Kriminalität.

Die Idee der europäischen Stadt lässt sich mit vier Merkmalen beschreiben:

- Verdichtung im Blick auf die Bevölkerung, die Bauten und die Nutzungen
- Stadt-Land-Gegensatz: die Differenzierung zum wirtschaftlich autarken ländlichen Lebensraum
- Zentralität: die Stadtkrone mit Rathaus, Markt und Kirche als konkreter und symbolischer Ausdruck der politischen, ökonomischen und religiös-geistigen Selbstbestimmung der Stadt
- Heterogenität und Mischung: das Neben- und Miteinander der verschiedenen sozialen Gruppen sowie ihrer verschiedenen Nutzungen von Wohnen, Arbeiten, Erholung und Verkehr.³

1.2. Menschengerechte Stadt?

Folgt man der Stadtsoziologie, so hat sich dieser Grundtypus der Stadt, der seine Orientierung an der griechischen „Polis“ nie verleugnet hat, im Laufe der Geschichte allerdings mehr und mehr verändert.

2 Vgl. Walter Siebel, Die Stadt und die Fremden, in: J. Brech u. L. Vanhove (Hg.), Stadt im Wandel (1997), S. 33 ff; vgl. auch Hans Werner Dannowski, „Suchet der Stadt Bestes“. Die gegenwärtigen Herausforderungen der Stadt und der Auftrag der Kirche, in: Kirchenamt der EKD (Hg.), Internationale Citykirchenkonferenz vom 8.–10. Mai 2005 in Berlin. Bericht und Dokumentation (2006).

3 Vgl. Walter Siebel, Entwicklungstendenzen der europäischen Stadt, in: Jürgen Heumann (Hrsg.), Stadt ohne Religion? (2005), S. 163–169.

Seit Jahrzehnten wird vom „Ende der Stadtkultur“⁴ gesprochen. Verschwindet die Idee der Stadt wirklich hinter den sich anhäufenden Problemen der Stadt? Ist nicht die sich neu anbahnende Attraktivität für ein Leben in der Mitte der Stadt auch als Kritik eines Lebens an der Peripherie, und sei es einer grünen Peripherie, zu verstehen?

Eine „menschengerechte Stadt“, die „menschlichen Maßstäben und zugleich ökologischen Erfordernissen“ entspricht, wurde in der letzten Studie der Evangelischen Kirche zum Thema Stadt beschrieben und gefordert⁵ – aber kann sie noch als erreichbar angesehen werden? Stadtsoziologen, Stadtentwickler und Urbanistiker beschreiben in ihren Analysen gegenwärtig die Stadt eher als Krisenphänomen und sind auch in ihren Zukunftsprognosen stärker skeptisch als optimistisch gestimmt.⁶ Wer sich mit der Entwicklung der Städte in Deutschland befasst, erhält von dieser Seite immer seltener beruhigende oder hoffnungsvolle Auskünfte. Dabei korrespondiert die Dramatik in der Beschreibung anscheinend mit der Größe der in den Blick genommenen Städte. Die Menge und die Komplexität der Probleme wachsen mit zunehmender Größe der Stadt, auch wenn die europäische Städtestruktur sich bis heute im Wesentlichen erhalten hat. Die Stabilität der europäischen Städtelandschaft über mehr als ein Jahrtausend und damit verbunden die Bewältigung von Epochen grundlegenden Wandels der Binnenorganisation dieser Städte gehört zu den großen Konstanten der europäischen Kultur. Die ökonomische Zukunft allerdings – so scheint es – gehört boomenden Metropolregionen, die sich in Europa in vergleichsweise moderaten Größen entwickeln. Die europäischen Metropolregionen bleiben dabei weitgehend polyzentrisch strukturiert und verweisen damit auch auf ihre Herkunft aus dem Netzwerk der europäischen Stadtstrukturen. Eine Entwicklung zu Megacities wie in Südostasien oder Lateinamerika ist bis auf weiteres nicht zu erwarten. London und Paris geben als europäische Städte auch andere Maßstäbe vor. Gleichwohl zeigen gerade die Banlieus von Paris die ungelösten Probleme der Integration der Fremden und Armen in aller Dramatik.

Die in der Literatur behandelten Themen zur gegenwärtigen Entwicklung der Stadt bzw. der Großstadt betreffen im Allgemeinen drei Bereiche, in denen deren Zukunft kritisch gesehen wird: ihre ökonomische, ihre soziale und ihre ökologische Basis. Da alle drei Felder untrennbar miteinander zusammenhängen, ist schon die Problemanalyse nicht einfach. Um so mehr erschwert es anscheinend die Entwicklung von Perspektiven, die zu einem zukunftsorientierten und hoffnungsvollen Umgang mit der Stadt anleiten könnten.

Mit der Stadt verbinden sich Verheißungen und Gefährdungen, Bedrohungen und Verlockungen, Freiheit und Abhängigkeit, Reichtum und Armut, Hoffnung und

4 Vgl. Hartmut Häußermann / Walter Siebel, *Neue Urbanität*, Frankfurt/M 1987.

5 *Menschengerechte Stadt. Aufforderung zur humanen und ökologischen Stadterneuerung*. Studie der Kammer für soziale Ordnung der EKD, Hannover 1984.

6 Vgl. Wolfgang Puschmann / Herbert Schmalstieg (Hg.), *Stadt und Kirche im demographischen Wandel*, Hannover 2006; besonders: Albrecht Göschel, *Demographischer Wandel: Polarisierung der deutschen Städte* (S. 19-32) und Dieter Hoffmann-Axthelm, *Stadtumbau* (S. 87-104). Letzterer konstatiert das „Scheitern von Planungsvernunft“ (S. 93) und prognostiziert: „Stadtumbau wird also möglicherweise in einer Wolke chaotischer Entwicklungen vor sich gehen.“ (S. 99).

Elend. Wovon ist abhängig, was im konkreten Fall die Oberhand gewinnt? Und wie kann es gelingen, an die beschriebene Idee der Stadt in Theorie und Praxis anzuknüpfen? Wir gehen davon aus, dass die Zukunft der Städte weder mit umfassenden Planungsutopien noch mit apokalyptischen Krisenszenarien beschrieben und gewonnen wird – sondern mit der beharrlichen Arbeit an der Frage, wie die Idee der Stadt reformuliert und mit Hilfe welcher Akteure die Idee der Stadt in neue, konkrete Handlungsschritte umgesetzt werden kann.

1.3. Ambivalenzen im Blick auf die Stadt

Der aktuelle Blick auf die Stadt löst nicht unerhebliche Ambivalenzgefühle aus. Schon die Frage nach dem persönlichen Erleben der Stadt macht die Ambivalenzen deutlich, die mit der Stadt verbunden sind:

Die gegenüber dem Dorf gegebene höhere Anonymität der Stadt bedeutet einerseits Freiheit vom Zwang zur Vergemeinschaftung, andererseits aber auch mögliche Isolierung und Vereinzelung. Die Freiheit zur Individualität trägt die Möglichkeit des „Verlorengehens“ in sich. Die Toleranz im Nebeneinander der Verschiedenen kann umschlagen in Aggressivität und Gewalt gegenüber dem Fremden. Die unbegrenzten Möglichkeiten, Kontakte zu knüpfen, bedeuten zugleich die Schwierigkeit, wirklich tragende Beziehungen zu erleben und aufrecht zu erhalten. Die Fülle der Erlebnis- und Gestaltungsmöglichkeiten des eigenen Lebens ist verbunden mit generell empfundener Unübersichtlichkeit und Bedeutungslosigkeit.⁷

Leben in der Stadt bedeutet also einerseits Freiheitsgewinn, andererseits zugleich die Zumutung an den Einzelnen, diese Freiheit eigenverantwortlich gestalten zu müssen. Die größeren Wahlmöglichkeiten, die die Stadt in jeder Beziehung – in bezug auf die Einkaufsmöglichkeiten ebenso wie im Angebot von Kultur und Veranstaltungen, bei möglichen Kontakten zu anderen ebenso wie zur Gestaltung der Freizeit – bietet, haben als Kehrseite die Anforderung, immer wieder neu wählen zu müssen. Der „Zwang zur Häresie“ (Peter L. Berger) manifestiert sich in der Stadt besonders deutlich.⁸ Die Stadt, die in vielerlei Hinsicht zum Markt geworden ist, stellt eine ständige Herausforderung dar: weil nicht alles ein für allemal festgelegt ist, muss sich der Einzelne selbst immer wieder neu entscheiden und festlegen – und wenn es nur für einen relativ kurzen Zeitraum ist. Die attraktive Buntheit, die eine Stadt auszeichnet, ist auch irritierend und zugleich unüberschaubar. Daraus folgen vielfältige Verortungen in der Stadt. Es gibt die Orientierung am überschaubaren „Kiez“ mit sozialen Identifikationsangeboten unterschiedlichster Art: seien es der Fußballverein oder andere Milieuwelten in der Stadt, die funktional dörfliche Strukturen haben können, seien es Kulturtempel (Museen, Theater, Oper) oder religiöse Zentren, die Fördervereine oder eben

7 Vgl. Jürgen Habermas, Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine Politische Schriften V. (Neue Folge, 321), Frankfurt/M 1985⁷.

8 Vgl. Peter L. Berger, Der Zwang zur Häresie. Religion in der Pluralistischen Gesellschaft, Frankfurt/M 1980.

„Gemeinden“ um sich sammeln. Es gibt Nischenkulturen an beschaulichen Orten wie städtische Kleingartenkolonien oder auch die Stamm- oder Szenekneipen. Die Vielfalt von gewählten Beheimatungsmöglichkeiten im Nahbereich, aber auch in der Stadt als Ganzer macht den Reiz der Stadt aus. Solche letztlich überschaubaren sozialen Orte gibt es für alle gesellschaftlichen Schichten. Sie heben also die sozialräumliche „Spaltung“ der Stadt nicht auf: Die Großstadt impliziert die Städte der Ärmeren und Reichen, und diese bergen in sich unterschiedliche „Dörfer“, also Nahbereiche mit verschiedenen Logiken des Gelingenden wie des verfehlten Lebens.

1.4. Symbole und Sinn

Keine Stadt ist ohne Botschaft. Das gilt nicht nur in dem Sinne, dass einzelne Städte ihr jeweiliges Image zu kommunizieren versuchen. Städte sind mehr als nur eine Ansammlung von Steinen. Sie sprechen eine Sprache. Sie lassen sich „lesen“.⁹ Die Botschaft der Stadt verdichtet sich in ihren Symbolen.

Die räumliche Mitte der Stadt mit Rathaus, Markt und Kirche symbolisierte einstmals die Einheit des Gemeinwesens, das Ineinander von Bürger- und Christengemeinde. Im Unterschied zu früher wölbt sich jedoch heute über der Stadt kein einheitlicher Symbolhimmel mehr. In Europa verfügen Städte zwar über eine vorindustrielle Geschichte und damit über eine rudimentär oder auch stärker noch präsente Erinnerungslandschaft. Sie ist historisches Kapital der Stadt. Einmal gebaute Strukturen verschwinden deshalb nicht einfach. Kirchen in der alten Mitte der Stadt stehen immer noch für das, was die Stadt ehemals in ihrem Innersten zusammenhielt. Sie sind Symbole mit Verweischarakter und bergen symbolische Welten, sind „Schatzhäuser“ der Stadt.

Doch neben die alten Symbole treten neue, die ihren Sinn aus anderen Quellen speisen und ihre eigenen Botschaften haben. „Konsumtempel“, also Kaufhäuser, sind ebenso Symbole eines ökonomischen Erfolgsstrebens und der Macht des Geldes wie architektonisch herausragende Verwaltungszentralen von Banken und anderen Unternehmen, die in der Regel Kirchtürme weit überragen. Zudem entstehen mit herausragenden Museumsbauten oder Konzert-, Opern- und Theaterhäusern kulturell bestimmte Symbolorte.

Die Stadt und das Stadtleben sind voll von Verweisen und Anspielungen auf andere Welten. Kommerzielle Anbieter bringen nicht einfach nur ihre Waren auf den Markt, sondern bieten mit dem jeweiligen Produkt Werte und Sinn an. Dabei bedienen sie sich bei der Bewerbung der Produkte auch religiöser Zitate, die sie kommerziell funktionalisieren. Neue Symbole und Rituale zielen auf Annahme und Beteiligung. Erlebnisangebote versprechen denen, die sie wahrnehmen, den Alltag transzendieren zu können. Die Sehnsucht nach dem Transzendieren der je eigenen „Welt“ kann nur deswegen auch kommerziell ausgebeutet werden, weil sie dem

⁹ Vgl. Wolfgang Grünberg, *Vier Versuche, eine Stadt zu „lesen“*, in: ders., *Die Sprache der Stadt. Skizzen zur Großstadtkirche*, Leipzig 2004, S. 37-46.

Subjekt eingestiftet zu sein scheint. Die Rede von der „säkularen“ Stadt hat lange verdeckt, dass gerade die säkulare Stadt „voller Religion“ ist. Es gibt nicht nur die Transformation religiöser Verheißungen in ökonomische Angebote („Urlaubsparadies“), sondern auch die ästhetisch-symbolische „Aufladung“ von Konsumgütern in die Verheißung von käuflichen Lebensgefühlen („Wohnst du noch oder lebst du schon?“). Es ist darum zu Recht von der „Dialektik der Säkularisierung“ gesprochen worden (J.B. Metz). Gerade darum ist eine Erinnerung an die Vielfalt biblischer Stadtbilder und Stadtvisionen wichtig.

1.5. Biblische Bilder der Stadt

Im ersten Buch der Bibel wird die Realität von Städten dramatisch geschildert – und um eine Deutung ihrer Widersprüche gerungen. Es geht nicht nur um Sodom und Gomorra. Diese Städte sind zwar zu sprichwörtlichen Negativsymbolen geworden, aber in ihnen spielen auch die „Gerechten“ als die Säulen der Stadt¹⁰ eine gewichtige Rolle. Zugleich geht es im 1. Buch Mose um den symbolischen Vater aller Städte. Kain, der Sesshafte, der seinen Bruder Abel, den Nomaden, erschlägt, wird, geplagt von Schuld und Angst vor Rache, zum unruhigen Stadtnomaden. Henoah, der Name der ersten biblischen Stadt, die Kain gegründet hat (Gen 4,17) ist der Name seines Sohnes. Symbolträchtiger kann kaum ausgedrückt werden, dass Städte zu „Vaterstädten“ werden können. Henoah – wie seitdem alle Städte – ist zwar geprägt vom Schatten möglicher Gewalttaten, aber auch von Zither- und Flötenspielern, (Gen 4, 21–22). Kultur und Gewalt, das ist eine Urspannung aller Städte bis auf den heutigen Tag geblieben. Kain als Person, aber auch Henoah und allen anderen Städten ist gleichwohl das Kainsmal auf die Stirn gemalt, jenes von Gott dem Menschen und ihren Städten eingestiftete Schutzzeichen, das an die unverlierbare Würde und Ebenbildlichkeit Gottes erinnern will. Gilt dieses nur für den Einzelnen oder in abgeleiteter Form auch für das Gemeinwesen der Stadt?

Das letzte Buch der Bibel, die Offenbarung des Johannes, formuliert in starken Worten die Vision eines neuen Anfangs, einer neuen Erde und eines neuen Himmels, symbolisiert im Bild einer neuen Stadt (Apk 21/22). In ihr werden nicht nur die Menschen, sondern auch die Natur, die Kultur und die Religion verwandelt. Am Ende der Bibel ist ihr Anfang präsent: das Paradies. Aber es wird nicht einfach wiederholt. Die Utopie des Paradiesgartens wird zwar zitiert, aber der Garten ist in die Stadt hineingewandert. Die Ströme des Paradieses durchfließen die Stadt. Sie ist ein kunstvolles Gebilde. Ein Quader von riesigen Ausmaßen, ästhetisch vollkommen gestaltet mit zwölf offenen Toren, die jeweils von zwölf verschiedenen kostbaren Edelsteinen verziert sind. Sie zeigen in ihrer Weise das Zusammenspiel von Natur und Kunst, von Individualität und Sozialität. Denn jedes Tor ist anders gestaltet und

¹⁰ Vgl. Was die Stadt im Innersten zusammenhält. Stadtentwicklung als Gemeinschaftsaufgabe, Almanach 2005/2006, Hg. Julian Wékel im Auftrag der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung, Berlin 2006. Darin: W. Grünberg, Die Kirche – Ein Segen für die Stadt?, S. 114–128.

doch den anderen zugeordnet. Die Tore weisen in alle Himmelsrichtungen. Sie werden nie geschlossen, auch nachts nicht. Alle können kommen und gehen. Die Unterscheidung von Fremden und Einheimischen ist aufgehoben. Schließlich wird auch die Nacht – die Sphäre der dunklen Mächte – verwandelt ins Licht. Vielleicht das Überraschendste an dieser Vision: In der Stadt gibt es keine Tempel mehr. Gott selbst wohnt bei und in den Menschen. Sie sind die lebendigen Wohnungen Gottes. Rathäuser, Schulen oder Gerichte werden nicht mehr benötigt. Der Geist Gottes hat sich in die Herzen der Menschen eingeschrieben.

Die Neue Stadt trägt einen uralten Namen: Jerusalem; diese seit Jahrtausenden umkämpfte, vielfach zerstörte, wieder aufgebaute und gesplante Stadt.¹¹ Aber das irdische und das himmlische Jerusalem sind um ihres Namens willen bleibend verbunden. Das aber bedeutet im Sinne der biblischen Tradition: Städte sind nicht nur Objektivationen des Menschen in allen seinen Licht- und Schattenseiten. Städte sind auch Herbergen des Geistes Gottes, sie sind Fährten ins Neue, in die Zukunft. Die Utopie des ausstehenden, aber näher kommenden himmlischen Jerusalems interpretiert Städte als Experimentierbühnen der Wandlung und Verwandlung. Städte sind nicht nur Orte der Zerstörung und der Gewalt, sondern auch Baustellen zur Errichtung des Neuen.

Die Bedeutung der Vision der Neuen Stadt auf den letzten Seiten der Bibel ist eindeutig: Das Himmlische Jerusalem ist der kritische Maßstab für die Humanität der irdischen Städte. Ihr damaliges Haupt und Symbol der Weltherrschaft war Rom. Alle Provinzmetropolen hatten sich am Bild Roms zu orientieren. Dieses irdische Rom, das sich selbst als letztgültigen Maßstab seines weltumspannenden Reiches versteht, wird in dieser Vision entthront, als Babylon apostrophiert und damit sein späterer Untergang gleichsam vorweg genommen. Die Idee der Stadt Gottes dagegen ist die Umwandlung ihrer tödlichen Widersprüche in kreative Spannungen und das Aufrichten von Recht und Gerechtigkeit für alle Bewohnerinnen und Bewohner. Die Idee der Stadt ist Leben in Fülle: Die Lahmen tanzen, die Blinden sehen, die Tauben hören. Die Reichen teilen aus – und die in Schuldknechtschaft Versklavten werden frei.

Für die Kirchen in der Stadt kann das bedeuten, dass sie einerseits öffentliche Kainsmale, Mahnzeichen im Blick auf die Selbstüberheblichkeit und Hybris des Menschen sind, andererseits aber auch Hoffnungsträger, weil sie von Gottes schöpferischer Mitleidenschaft (Compassion) mit seinen Geschöpfen künden.

Jerusalem – Athen – Rom: Erst ihr komplexes und spannungsvolles Zusammenspiel macht den Reichtum der europäischen Stadt aus. Ihre Potentiale sind noch längst nicht ausgeschöpft. Freilich: Ohne Erinnerungskultur und kritische Aneignung entsteht keine Vision für die Zukunft.

¹¹ „Jerusalem ist seit seiner ersten Erwähnung beim Zusammentreffen Abrahams mit Melchisedek... eine Stadt der Begegnung zwischen den Religionen... Von Jerusalem aus ergeht der Ruf, Schwerter zu Pflugscharen umzuschmieden. Nach Psalm 87 ist die Stadt gar die Mutter aller Völker: ‚Von Zion wird man sagen: Jeder ist dort geboren...‘ (vgl. Ps 87, 5f). So ist Jerusalem vor allen Städten ausgezeichnet. Gott betrachtet sie wie seine Braut und findet Kosenamen für sie, nennt sie: ‚meine Lust, meine Frau‘ (Jes. 62,4). Im Talmud... heißt es, dass von den zehn Maß Schönheit, die Gott über die Welt verteilte, neun auf Jerusalem kamen. ... Für Muslime ist sie der Ort des endzeitlichen Gerichts... Von hier aus stieg Mohammed auf einer Treppe aus Licht in den Himmel auf. Diese Stadt ist das Modell für das erwartete ‚Himmlische Jerusalem‘“ (J. Epping, Jerusalem – so fern, so nah, in: Christ in der Gegenwart, 2 / 2007, 9).

2. Die Stadt als Chance

2.1. Stadt ist nicht gleich Stadt

Die Idee der Stadt bricht sich in der Realität in vielfacher Weise. Stadt ist nicht gleich Stadt. Dabei lassen sich Städte in unterschiedlicher Weise kategorisieren. Die Unterscheidung nach Größe und Einwohnerzahl gibt eine erste Orientierung. Herkömmlich unterscheidet man die Kleinstadt ab 5.000 Einwohner von der Mittelstadt mit mindestens 20.000 Einwohnern und der Großstadt, die über 100.000 Einwohner hat. Innerhalb dieser Kategorie gibt es noch einmal erhebliche Unterschiede, je nachdem, ob eine Stadt mit gut 100.000 Einwohnern eher am unteren Ende rangiert, mit 500.000 Einwohnern schon eine andere Dimension hat oder zu den Metropolen gehört, die auf die Millionengrenze zusteuern oder diese überschreiten. Eine Größe für sich sind die Megastädte, Stadttagglomerationen von mehr als fünf Millionen Einwohnern. Aber selbst die Millionenstädte in Deutschland erreichen diese Größe nicht. Mehr als eine Million Einwohner verzeichnen zurzeit Berlin (3,4 Mio.), Hamburg (1,7 Mio.) und München (1,2 Mio.).

Die Metropolen und die sie umgebenden Metropolregionen gehören zu den attraktiven Städten. Lohnwert, Wohnwert und Freizeitwert addieren sich hier zu einer die Menschen anziehenden Lebensqualität.¹² Attraktiv werden aber auch weitaus kleinere Städte, die aktiv daran arbeiten, die Folgeschäden vergangener „Stadtplanung“ zu beseitigen. Es findet ein Stadtrückbau bzw. ein Stadtumbau statt und Monokulturen ganzer Stadtteile werden aufgebrochen. Beispiele dafür sind Görlitz oder Greifswald.

2.2. Städte geben sich ein Gesicht

Um im Attraktivitätswettbewerb der Städte zu bestehen und die Lebensqualität in den Städten zu erhöhen, setzen die politisch Verantwortlichen auf charakteristische Stärken ihrer jeweiligen Stadt. Sie haben erkannt, dass diese Attraktivität nicht einfach gegeben ist, sondern erarbeitet oder wiedergewonnen – und dann auch möglichst öffentlichkeitswirksam kommuniziert werden muss.

Deutlich wird diese Suche nach einer Stadtaufwertung und möglichen Alleinstellungsmerkmalen schon bei den zahlreichen Namensänderungen von Städten. Ein Stichwort, eine Apposition oder ein Motto sollen die Attraktivität der Stadt möglichst werbewirksam beschreiben: „Wachsende Stadt“, „Kulturstadt“, „Residenzstadt“, „Einkaufsstadt“, „Medienstadt“, „Stadt der Wissenschaft“.

Nicht nur die harten Fakten kennzeichnen die Lebensqualität (in) einer Stadt. Städte arbeiten an ihrem Image. Sie geben sich Leitbilder und formulieren, was ihre Identität ausmacht. Mit dem Namen der Stadt soll sich eine bestimmte, möglichst

¹² Vgl. H. W. Opaschowski, Besser leben, schöner wohnen? Leben in der Stadt der Zukunft, Darmstadt 2005.

markante Anschauung verbinden. Das kann auch die charakteristische Stadtansicht sein, die von einem Ensemble verschiedener Kirchensilhouetten bestimmt wird oder von der Skyline typischer Hochhäuser. Das Wahrzeichen einer Stadt, ein hervorgehobener Ort oder ein markantes, oft historisches Gebäude, fungiert als sprechendes Symbol, das den Namen der Stadt nahe legen und in Erinnerung halten soll. Alle diese Bemühungen zielen nicht nur auf kurzfristige Effekte und touristische Attraktivität. Immer mehr Städte haben erkannt, dass mit einer effekthaschenden „Festivalisierung“ der Innenstädte allein bestenfalls ein kurzfristiges Interesse entfacht werden kann. Spätestens nach einigen Wiederholungen nutzt sich dieser Effekt ab. Statt auf kurzfristige Events setzen die Städte mit ihrer Arbeit am eigenen positiven Image auf langfristige und nachhaltige Wirkungen.

2.3. Lebensqualität

Die Frage nach der Lebensqualität ist eine der Schlüsselfragen für die Zukunft der Stadt. Die Attraktivität einer Stadt hängt dabei zunächst in hohem Maße von ihrem Lohnwert ab.¹³ Mehr als die Hälfte aller Menschen nennt als Grund für einen Wohnortwechsel ein höheres Einkommen bzw. Aufstiegs- und Karrierechancen. Zugleich haben aber der Wohnwert und der Freizeitwert einer Stadt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Die „weichen Faktoren“, die sich unter der Überschrift „Lebensqualität“ summieren lassen und die den Charakter einer Stadt beschreiben, sind für Menschen nicht weniger wichtig.

Zum Wohnwert einer Stadt gehört, dass sie möglichst alle Bildungseinrichtungen beherbergt und ein ausreichendes Angebot der Kinderbetreuung vorhält. Der Freizeitwert einer Stadt bestimmt sich über Indikatoren wie bequem erreichbare Ausflugs- und Naherholungsgebiete, Stadtparks und Grünanlagen, ein vielseitiges Kultur- und Bildungsangebot, eine entwickelte Infrastruktur, die von ausgebautem ÖPNV bis zur attraktiven Ausstattung mit Sportstätten reicht. Aber auch das Angebot an Restaurants, Cafés und Kneipen entscheidet über den Freizeitwert einer Stadt.¹⁴

Die Zukunft der Stadt liegt nicht in einem quantitativen sondern in ihrem qualitativen Wachstum. Sie liegt darin, dass ihre Lebensqualität zunimmt. Diese Lebensqualität ist in hohem Maße davon abhängig, ob es gelingt, das Leitbild einer funktionellen Stadt, das seit den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts vielerorts maßgebend war und nach dem die Funktionen Arbeiten, Wohnen, Freizeit und Verkehr strikt getrennt werden sollten, durch das Leitbild einer funktional vermischten und kulturell attraktiven Stadt abzulösen. In einem solchen Leitbild bilden die einzelnen Funktionen Arbeiten, Wohnen, Verkehr, Freizeit, Kultur und

¹³ H.W. Opaschowski unterscheidet in bezug auf die Lebensqualität einer Stadt zwischen „Lohnwert“, „Wohnwert“ und „Freizeitwert“. Vgl. H.W. Opaschowski, *Besser leben, schöner wohnen? Leben in der Stadt der Zukunft*, Darmstadt 2005, S. 195f.

¹⁴ Vgl. Opaschowski, ebd., S. 195.

Kommunikation wieder eine lebendige Mischung und somit eine Ausgangsposition für ein qualitatives Wachstum.

Die wachsende Stadt, die an Einwohnerzahl und Ausdehnung zunimmt, wird zukünftig eher die Ausnahme sein. Nur eine Minderheit deutscher Städte wird dazugehören. Schon gegenwärtig haben von den insgesamt 117 kreisfreien Städten nur noch 17 ein natürliches Bevölkerungswachstum. Alle anderen verzeichnen teilweise starke Bevölkerungsverluste. Zu den in ihrer Bevölkerung wachsenden Städten gehören zurzeit einerseits historisch und touristisch bedeutsame Städte wie Heidelberg, Potsdam, Trier, Ulm, Freiburg und Regensburg und andererseits wirtschaftliche starke Metropolen wie Stuttgart, München, Köln, Hamburg, Dresden, Frankfurt und Wiesbaden.¹⁵

Insgesamt haben auch die Städte Anteil an der allgemeinen demographischen Entwicklung in Deutschland. Je nach Prognose wird die Bevölkerung bis zur Mitte unseres Jahrhunderts von jetzt ca. 82 Millionen Einwohnern (2007) auf 60 bis 70 Millionen Einwohner zurückgehen. Durch verstärkte Zuwanderung könnte diese Entwicklung allenfalls verlangsamt, aber nicht umgekehrt werden. Für einzelne Städte und Regionen, besonders in den neuen Bundesländern, werden sich niedrige Geburtenzahlen und Abwanderung addieren, so dass es hier verstärkt zu schrumpfenden Städten kommen wird. Diese Entwicklung ist schon jetzt in Städten wie Hoyerswerda, Eisenhüttenstadt, Guben oder Schwedt, aber auch in Duisburg abzulesen.¹⁶

2.4. Das Quartier als Gestaltungsraum

In der tendenziell unübersichtlichen Großstadt gewinnt der Nahraum wieder an Bedeutung: „Stadtteile und Wohnquartiere bekommen in Zukunft wieder eine neue Bedeutung als Mittelpunkte des Lebens, als private Rückzugs- und zentrale Aufenthaltsorte – nicht mehr nur für den Feierabend, sondern 24 Stunden lang, Tag für Tag.“¹⁷

Dabei bezeichnet der Begriff „Quartier“ eine Größe, die nicht einfach mit einem amtlich bezeichneten Stadtteil identisch sein muss. Wichtig für ein Quartier ist die Erfahrbarkeit von Zugehörigkeit – sei es in kultureller, ethnischer oder anders bestimmter milieumäßiger Hinsicht. Gerade im Zeitalter der Globalisierung bekommt das Lokale eine zunehmende Bedeutung. Es geht dabei um Verwurzelung und Identifikation.

Das Quartier ist Erfahrungsraum und Gestaltungsraum, es hat ein gewisses Eigenleben, sein Image, seinen Stil und seine Philosophie. Aus dem je eigenen Quartier fährt man „in die Stadt“, d.h. in die City, sei es zum Shopping oder zum

¹⁵ Ebd., S. 187 u. S. 190

¹⁶ Vgl. Göschel, a.a.O., S. 21f.

¹⁷ Opaschowski, a.a.O., S. 94

Erleben von Kultur. Und zugleich haben besondere Quartiere ihren eigenen Charme, der sie ihrerseits für die Bewohner der Stadt attraktiv macht.

Die Stadtentwicklung hat die Bedeutung des Quartiers erkannt und als Instrument für eine positive Entwicklung der Quartiere das Instrument des Quartiersmanagements entwickelt. Akteure aus Verwaltung, privater Wirtschaft, Vereinen und nicht-organisierten Anwohnern werden im Sinne einer Aktivierungsstrategie in den Gestaltungs- und Verbesserungsprozess ihres Quartiers einbezogen. Betroffene werden zu Beteiligten, Befähigung tritt an die Stelle von Betreuung. Quartiersmanagement zielt auf Entwicklung von Verantwortung für das Stadtquartier und auf die Schaffung von selbsttragenden Bewohnerorganisationen: „In Zukunft brauchen wir in den Städten und Stadtteilen ein soziales Quartiersmanagement, in dem junge und alte Bewohner, Einheimische und Zuwanderer mitwirken und gemeinsame Projekte entwickeln können.“¹⁸

¹⁸ Ebd., S. 93.

3. Aktuelle Entwicklungen der Stadt

3.1. Der Trend zur Stadt

Nicht nur weltweit zieht es immer mehr Menschen in die Stadt. Auch in Deutschland leben zurzeit über achtzig Prozent der Bevölkerung in Städten. Noch kann nicht von einer generellen Umkehrung der in der Vergangenheit vollzogenen Suburbanisierung geredet werden. Dennoch gibt es inzwischen Anzeichen dafür, dass es Menschen wieder mehr in die Innenstädte zieht. Maßgeblich dafür sind Kosten- und Zeitgründe. Das Pendeln zwischen Wohnung und Arbeit wird mit den steigenden Benzinpreisen tendenziell immer teurer und ist zeitaufwändig. Mit zunehmenden Wohnungsleerständen sinken zudem auch die Mietpreise in der Stadt; das Wohnen in der Innenstadt wird wieder bezahlbarer.

Umfragen zeigen: Menschen wünschen sich kurze Wege und bezahlbaren Wohnraum in zentraler Lage, sie möchten möglichst wohnortnah arbeiten.¹⁹ Für die Zukunft deutet sich damit eine Alternative zu den herkömmlichen Wohn- und Lebensstilen der vergangenen Jahrzehnte an: Re-Urbanisierung. Kann es gelingen, die Trennung von Arbeitszentren und Wohngebieten, die unter Umständen dazu noch unzureichend an den öffentlichen Nahverkehr angebunden waren, aufzuheben?

3.2. Schrumpfende Städte – wachsende Metropolregionen

Zunächst jedoch beschreibt die Urbanistik ein eher katastrophisches Szenario. Das Phänomen der „schrumpfenden Städte“ ist inzwischen zum allgemeinen Problem geworden. Der über lange Zeit ungebremste Prozess der Suburbanisierung, also des Exodus großer Teile der Einwohner aus den Kernstädten ins Stadtumland sowie Wanderungsbewegungen von wirtschaftlich schwächeren in prosperierende Regionen und der Bevölkerungsrückgang insgesamt sind die einander befördernden Faktoren in diesem Prozess. In den betroffenen Städten bleiben eher schwächere, schlechter ausgebildete und geringer qualifizierte, vor allem aber ältere Einwohner zurück. Schrumpfende Städte sind gezwungen, ihren Wohnungsbestand durch Abriss zu reduzieren – besonders massiv muss das in den Plattenbausiedlungen der ostdeutschen Städte geschehen – und überdimensionierte technische Infrastrukturen umzubauen. Außerdem muss die soziale Infrastruktur den neuen Bedingungen angepasst werden. Schrumpfung führt also nicht einfach zu einer finanziellen Entlastung der Kommunen, sondern unter Umständen zu neuen Belastungen bei rückläufigen Einnahmen, wie sie mit sinkenden Einwohnerzahlen zwangsläufig verbunden sind.

¹⁹ Horst W. Opaschowski, a.a.O., S. 179.

Stadtforscher prognostizieren nicht nur eine Polarisierung innerhalb der Städte, sondern auch zwischen Städten und Regionen. Neben zahlreichen „Verliererstädten“ wird es vermutlich wenige „Gewinnerstädte und -regionen“ geben. Zu diesen werden vor allem die westlichen Metropolen und Ballungsgebiete wie Hamburg, der Frankfurter und der Kölner Raum, Stuttgart und München, aber wohl auch der Räume Leipzig und Dresden, sowie sehr beliebte Mittelstädte wie z.B. Freiburg, Heidelberg und Potsdam gehören.

3.3. Die gespaltene Stadt

Wenn von der Spaltung der Stadt geredet wird, sind damit zunächst die sich verstärkenden Polarisierungen *innerhalb* unserer Städte gemeint. Zwar hat es schon immer Unterschiede in der Stadt gegeben. Neu ist jedoch, dass sich diese Unterschiede z.B. zwischen Stadtteilen massiv verstärken und gegenseitig potenzieren. Einige wichtige Entwicklungen sollen im Folgenden benannt werden.

3.3.1. Öffentlich und privat

„Stadtluft macht frei“ – diese Pointierung der Stadtidee lebte und lebt auch von dem Vorhandensein *öffentlicher* Räume: Marktplatz, Kirche, Park und andere. Bürgerschaftliches Engagement hat diese und andere öffentlichen Räume im Wissen um deren Notwendigkeit über Jahrhunderte bereit gestellt und gepflegt. Im Zuge der Ökonomisierung aller Lebensbereiche lässt sich ein fataler Trend beobachten: um die Ökonomie zu steigern, werden solche Räume zunehmend „privatisiert“. Städtische Verantwortung wird schrittweise und nachhaltig preisgegeben, indem Einrichtungen aus einer öffentlichen in eine private Trägerschaft überführt werden: Stadtteilbibliotheken werden privatisiert, auf ehrenamtliches Engagement „umgestellt“ oder einfach geschlossen. Bahnhöfe werden so stark kommerzialisiert, dass dort nur noch „Kunden“ jeglicher Art gern gesehen sind. In Schwimmbädern oder vergleichbaren Einrichtungen werden die Gebühren so angehoben, dass zwar die Wirtschaftlichkeit gewährleistet ist, die Eintrittspreise aber für ganze Bevölkerungsgruppen zum Problem werden. Die Einkaufsmeilen, -passagen und -zentren in den Innenstädten, oft als „Kathedralen des 21. Jahrhunderts“²⁰ bezeichnet, sind fest in privater Hand – nicht zuletzt der private „Security-Service“ signalisiert das auf drastische Weise. Die öffentlichen Orte, an denen Begegnungen gerade zwischen unterschiedlichsten Milieus stattfinden konnten und die zur Normalität der alten Städte gehörten, werden auf diese Weise Schritt um Schritt zurückgedrängt.

20 Horst W. Opatzowski, Kathedralen des 21. Jahrhunderts. Erlebniswelten im Zeitalter der Eventkultur, Hamburg 2000.

3.3.2. Arm und reich

Statistiken belegen, dass Armut und Wohlstand gleichzeitig wachsen, die soziale Polarisierung also zunimmt. Von Armut betroffen sind neben Arbeitslosen und Migranten vor allem Alleinerziehende, Frauen, große Familien und überdurchschnittlich viele Kinder. Individuell wird Einkommensarmut umso schwerer erträglich, wenn andere Gehälter gleichzeitig überproportional wachsen. Die nach Einschätzung der meisten Fachleute auch für die Zukunft zu erwartende hohe Arbeitslosigkeit verschärft die Frage gerechter Teilhabe und lässt eine zunehmende soziale Polarisierung in reich und arm für die Zukunft erwarten. Die Verbindung zwischen sozialer Herkunft und Bildungschancen führt zunehmend dazu, dass sich analog zur sozialen Spaltung auch verhängnisvolle Spaltungen im Bildungsbereich entwickeln. Die von neuer Armut oder Arbeitslosigkeit Betroffenen erfahren ihre Situation als entwertend und entwürdigend. Der äußeren sozialen Ausgrenzung folgt oft eine innere Selbstentwertung mit dramatischen Folgen. Diese sind durch soziale, diakonische oder seelsorgerliche „Betreuung“ nicht aufzufangen. Auf diesen Zusammenhang zwischen gesellschaftlich bedingter Ausgrenzung und internalisierten Entwertungszuschreibungen hat Richard Sennett immer wieder – mahnend – aufmerksam gemacht.²¹

Äußerlich sichtbar wird die Polarisierung in arm und reich in der Konzentration von Dienstleistungszentralen prosperierender Unternehmen in ausgewählten städtischen Quartieren einerseits und der „neuen Armut“ andererseits, die sich in Gestalt von Bettlern und Obdachlosen gerade in den Innenstädten zeigt.²²

3.3.3. Heimisch und fremd

Teilweise ist die Polarisierung in arm und reich deckungsgleich mit einer zweiten: der zwischen heimisch und fremd. Die Bildungsunterschiede zwischen Ausländern und Einheimischen tragen dazu bei, dass die Arbeitslosenquote der ausländischen Bevölkerung im Durchschnitt fast doppelt so hoch ist wie bei den Deutschen. Einheimische und Fremde sind aber nicht nur in bezug auf Bildung und Wohlstand voneinander getrennt. Mit der Zunahme des Anteils von Menschen mit Migrationshintergrund an der Gesamtbevölkerung ist auch die räumliche Trennung von Einheimischen und Fremden verbunden. Zuwanderer suchen in der Stadt nach Quartieren, in denen ihre Landsleute bereits ansässig sind. Solche Einwanderungsquartiere erleichtern das Einleben und sind damit eine notwendige

21 Richard Sennett, *Der flexible Mensch* (1998); ders., *Respekt im Zeitalter der Ungleichheit* (2002); ders., *Die Kultur des neuen Kapitalismus* (2005).

22 Vgl. zum Thema Armut und Reichtum: Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Armut in Deutschland, Gütersloh 2006. Vgl. auch die Kundgebung der 10. Synode der EKD: "Gerechtigkeit erhöht ein Volk - Armut und Reichtum" (November 2006).

Begleiterscheinung der Migration. Schwierig wird es aber überall da, wo in Städten aus der freiwilligen eine strukturelle Segregation wird, die mit einem sozialen und ökonomischen Ausschluss aus der Mehrheitsgesellschaft verbunden ist. Die Bildung von so genannten „Parallelgesellschaften“ hat in solchen räumlichen Abgrenzungen einen Ausgangspunkt. Problematisch wird die Polarisierung von Einheimischen und Fremden auch dadurch, dass die Zuwanderung zunehmend konkurrierend auf dem Arbeitsmarkt wirkt und daher bei den „Verlierern“ des ökonomischen Strukturwandels zu Recht auch Ängste auslöst. Die Aufspaltung in „heimisch – fremd“ kann auch in der politischen Landschaft der Stadt die Polarisierung vorantreiben und politischem Extremismus Rückenwind geben.

3.3.4. Religiös und areligiös

Im Vergleich zu den beiden ersten Polaritäten schien die Unterscheidung zwischen „religiös – areligiös“ über lange Zeit wenig brisant zu sein. Galt doch in der post-modernen Gesellschaft Religion tendenziell als Privatsache und als Feld, auf dem jeder nach seiner eigenen Façon selig werden konnte. Inzwischen ist die Frage nach der Religion wieder auf der Tagesordnung der Städte, hervorgerufen zuerst durch ca. drei Millionen Menschen muslimischen Glaubens in Deutschland, die mehrheitlich in Städten leben. Der Islam wird in der Stadt sichtbar. Symbole dafür sind das Kopftuch und die Moschee. Nicht erst der Islamismus mit seinen extremistischen Erscheinungsformen gehört zu den Herausforderungen einer sich ehemals mehrheitlich christlich verstehenden Stadtgesellschaft. Wenn z. B. in einer Stadt wie Hamburg mit einer Gesamtbevölkerung von 1,73 Millionen heute bald so viele Muslime (130.000) wie Katholiken (170.000) leben und die Mitglieder beider großen Kirchen nur noch 43% der Stadtbewohner ausmachen (Evangelische: 570.000), ist mit der Quantität auch eine neue Qualität gegeben. Das Nebeneinander von Christen und Muslimen wirft die Frage auf, ob Religion langfristig zu einem friedensfördernden Faktor in der Stadt wird oder Stoff für neue, zusätzliche Konflikte bietet.

Besonders in den größeren Städten repräsentieren die Mitglieder der großen Kirchen – sowohl im Osten als auch im Westen – nicht mehr selbstverständlich die Mehrheit. Dabei ist Konfessionslosigkeit nicht einfach deckungsgleich mit Religionslosigkeit. Religion wandelt sich, zumindest in bestimmten Milieus, zu einer „Patchwork-Religiosität“. In ihr werden die Elemente verschiedener Weltanschauungen jeweils individuell verknüpft. Zugleich begegnet einem Konfessionslosigkeit besonders in den Städten Ostdeutschlands als inzwischen normales Phänomen. Viele Menschen haben bereits in der zweiten oder dritten Generation in ihrem sozialen Umfeld keine Kontakte zu Christen oder kirchlich institutionalisierter Religion. Die teilweise Unkenntnis über jüdisch-christliche Traditionsstränge in Kunst und Kultur, Recht und Politik in Deutschland wird dabei häufig nicht einmal mehr als Verlust wahrgenommen.

3.3.5. Alt und jung

Der sich in der bundesrepublikanischen Gesellschaft insgesamt vollziehende demographische Wandel ist schließlich die Ursache für die Polarisierung der Städte in alt und jung. Die Addition von niedrigen Geburtenzahlen und ökonomisch bedingten Abwanderungen aus Gebieten mit hoher Arbeitslosigkeit macht hier die eigentliche Brisanz aus. Wenn die weniger werdenden Jungen auf der Suche nach Arbeit die Stadt verlassen, bleiben die Alten zurück. Der Anstieg der über 50-Jährigen auf die Hälfte der Einwohner ist schon jetzt in manchen Städten absehbar. Die Überalterung wird Städte in den neuen Bundesländern besonders verschärft betreffen, die schon in den letzten 15 Jahren zwischen 15% und 30% ihrer Einwohner verloren haben. In den alten Bundesländern findet diese Entwicklung vor allem in Städten statt, die einem massiven Strukturwandel unterliegen, wie z. B. im Ruhrgebiet.

3.4. Segregation und Integration

Die mit der insgesamt zunehmenden Heterogenisierung und Polarisierung der Städte verbundene Segregation gehört nach Einschätzung vieler Fachleute zu den größten Herausforderungen gegenwärtiger Stadtentwicklung. Die verschiedenen Spaltungstendenzen addieren sich im ungünstigen Fall zu einer Herausbildung von Gewinner- und Verliererquartieren. Dabei entsteht in doppelter Hinsicht ein sich verstärkender Regelkreis: Wer es sich leisten kann, entzieht sich der Zumutung von Stadtgebieten durch Wegzug in besser gestellte Quartiere. Die erst einmal stigmatisierten Stadtteile müssen um ihr Image kämpfen. Zur realen Verbesserung ihrer Situation ist ein erheblicher Aufwand in finanzieller, infrastruktureller und kultureller Hinsicht nötig, der einen langen Atem braucht und städtische Haushalte oftmals überfordert.

3.5. Stadtöffentlichkeit

Von ihren Ursprüngen lebt die europäische Stadt in der Existenz von öffentlichen Räumen. Da die Stadt eine Konglomeration von Fremden darstellt, ist eine dauerhafte Koexistenz der Stadtbewohner nur möglich, wenn sie sich an verbindliche Vereinbarungen halten, die dieses Zusammenleben regeln. Stadtkultur ist Streitkultur. Diese Stadtkultur aber erlebt ihre Bewährungsprobe in der Öffentlichkeit: in den Bahnen und Bussen, in den Straßen und auf den Plätzen, am Tag und in der Nacht. Die Begegnungen in der Öffentlichkeit müssen eingeübt werden. Gerade Kinder und Jugendliche leben von öffentlichen, allgemein zugänglichen Räumen wie Kinderspielplätzen und Jugendzentren. Privatisierungstendenzen berauben das Gemeinwesen nicht nur seines allgemeinen Anspruchs, sondern auch der Teilhabemöglichkeiten für alle Stadtbewohner. Eine sorgsame Balance muss immer

wieder gefunden werden zwischen dem Recht des einzelnen Bürgers auf seine private Sphäre und seiner sozialen Existenz in einer Stadt.

Diese Balance scheint zumindest in der geistigen Verfassung des Stadtbürgers aus dem Lot geraten zu sein. Eine „Ideologie der Intimität“²³ breitet sich aus. Die Öffentlichkeit gerät auf die Anklagebank und am Ende gar ins Abseits, weil sie in ihrer angeblichen Anonymität, Kälte und Entfremdung für alle Missstände der Gesellschaft verantwortlich zu sein scheint. Freundeskreis, Arbeitskollegen, Nachbarschaft, Familien sind die Beziehungen, um die sich alles dreht. Ehe, Familie, Freundschaft geraten jedoch, auf sich selbst zurückgeworfen, in die Gefahr der Dauerüberforderung. Lebenskrisen lösen einander ab. Ein radikaler Rückfall hinter die Stadtkultur droht in solchen Situationen. Je enger der Kreis einer solchen Gemeinschaft wird, umso destruktiver wird die Erfahrung von Andersartigkeit. Unbekannte werden zu Außenseitern, die man übersieht oder im schlimmsten Fall sogar bekämpft. Die viel beklagte Spaltung der Stadt hat hier eine ihrer Wurzeln. Die Kirchen, vor allem die protestantischen Kirchen, haben diesen Auszug aus der städtischen Öffentlichkeit lange mitgemacht. Sie haben ihn teilweise sogar vorangetrieben. Die Glaubens- und Gewissensentscheidung des zu Gott unmittelbaren Christen, die bei Luther noch tief in den Glauben der christlichen Gemeinde eingebunden war, ist offenbar mehr und mehr zu einem Rückzugelement aus der Öffentlichkeit geworden. Die völlige Privatisierung und Individualisierung des Glaubens kann bis zum möglichen Austritt aus der Kirche selbst führen, da er angeblich den Glauben des Einzelnen nicht tangiert. Die Kirchen bieten immer wieder Beispiele ihrer Unfähigkeit, im öffentlichen Raum zu kommunizieren. Die geschlossenen Kirchentüren sind hierfür nur das deutlichste Symbol und ein Zeichen für den Rückzug der Kirchen aus dem öffentlichen Raum.

23 Vgl. die frühe Arbeit von Richard Sennett: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt/M 1986.

II. Religion

Nach Meinung mancher Stadthistoriker (Paul Wheatley) hatte Gott bei der Verteilung städtischen Bodens Vorrang vor Königen und Kaufleuten. Fast immer findet man, wenn man die charakteristische Stadtgestalt bis zu ihren Ursprüngen zurückverfolgt, ein rituelles Zentrum. Und so sind Städte seit ihrer Erfindung immer auch religionsproduktive Orte gewesen.

In ihnen finden Religionsstifter ihre erste Anhängerschaft, in ihnen vervielfältigen sich Weltanschauungen und Deutungssysteme, und dort existieren die Nischen, in denen auch obskure Wahrheitsansprüche einen Nährboden finden können. In Städten entsteht aus dem Gemisch von Kulturen und Nationen, von neuen Überzeugungen und alten Traditionen das Material für große Weltdeutungen.

Diese Ressource ist niemals versiegt. Allerdings wurde unter dem Stichwort der Säkularisierung den Religionen in Europa ihre traditionell öffentliche Wirkung bestritten. Von medialem Großaufgebot begleitet, sind die Fragen nach Gott und die Sehnsucht nach Bedeutung nun in die öffentliche Agenda zurückgekehrt.

In besonderer Weise gilt dieses für die Städte. In ihnen werden die Auseinandersetzungen über Religionen mit besonderer Leidenschaft geführt, und religiöse Entwicklungen zeigen sich dort als erste. Wo religiöse Weltdeutungen konkurrieren und sich Sinndeutungen unterschiedlichster Herkunft in ihren kulturellen Ausprägungen tagtäglich begegnen, entstehen Abgrenzungen, Vorwürfe und Vergleiche. Aber auch Toleranz und Dialogbereitschaft werden eingeübt und führen zur Praxis eines gelebten Miteinanders und einer Vergewisserung der je eigenen religiösen Identität.

Die Stadt bleibt als Spielraum religiöser Entwicklungen einzigartig und ist der Ort, an dem diese Entwicklungen am deutlichsten in den Fokus rücken.

1. Wiederkehr der Religion?

1.1. Stadt ohne Gott?

Aus den im ersten Teil skizzierten Wahrnehmungen und Entwicklungen der Stadt ergeben sich Folgerungen für das Handeln der Kirche. Die sich vollziehenden Veränderungen verlangen von ihr neue Strategien. Die allerdings müssen die Fragestellungen der bisherigen theologischen Reflektionen von kirchlichem Handeln in der Stadt aufnehmen.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte eine intensive theologische Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Stadt ein, die in zwei Phasen verlief. Für beide Phasen bieten die Arbeiten von Harvey Cox ein anschauliches Beispiel. Die erste Phase diagnostizierte den Abschied der traditionellen Religion aus der säkularisierten Stadt – die zweite proklamierte die Rückkehr der Religion in die säkulare Stadt.²⁴

1965 erschien das Buch: "The Secular City. Secularization and Urbanisation in Theological Perspective", von Harvey Cox. Die deutsche Übersetzung bekam den programmatischen Titel: "Stadt ohne Gott?"²⁵ In der Umbruchssituation der 60er Jahre verknüpfte Cox die Fragen der Säkularisierung mit denen der Urbanisierung. „Säkularisierung“, das Mündig-Werden des Menschen, ist nach Cox „die legitime Konsequenz des Einbruchs des biblischen Glaubens in die Geschichte“. Sie vollzieht sich durch die Entzauberung der Natur als Konsequenz des Schöpfungsglaubens, durch die Entsakralisierung der Politik als Konsequenz des Glaubens an den befreienden Gott (Exodustradition) und durch die Entheiligung der Werte als Konsequenz des Sinaibundes. Daraus ergibt sich nach Cox für Kirche und Theologie die Notwendigkeit, sich auf die weltliche Welt einzulassen und von Gott säkular zu reden.

Diese Vorgänge vollziehen sich primär in einem Kontext, den Cox „Urbanisierung“ nennt. Damit meint er nicht nur den Prozess der Verstädterung, sondern zwei damit verbundene Charakteristika des Zusammenlebens: die Anonymität und die Mobilität. Beides sind typische Merkmale des urbanen Stils, die den großstädtischen Menschen durch und durch prägen. Daraus folgt ein Pragmatismus, der primär am Funktionieren interessiert ist und eine Profanität, die sich nur am Innerweltlichen interessiert zeigt. Kirche und Theologie standen damit vor einer völlig neuen Situation: „Die Heraufkunft einer urbanen Zivilisation und der Zusammenbruch der traditionellen Religion sind die beiden bestimmenden Kennzeichen unserer Zeit.“

Zwanzig Jahre später schrieb Cox das Buch „Religion in the Secular City“ (1983) und konstatierte darin die Rückkehr der Religion in die säkulare Stadt. Das Symbol dieser Rückkehr ist für Cox die Landung des 1979 gerade neu gewählten Papstes Johannes Paul II. in Mexiko-Stadt. Das Oberhaupt der größten christlichen Kirche besucht die größte Stadt, die faktisch und verfassungsmäßig säkularisiert ist. Den neuerlichen Einbruch der Religion in die Stadt sieht Cox auf dem amerikanischen Kontinent in zwei dramatischen Entwicklungen: im Einbruch des durch die elektronischen Medien gestützten religiös-politischen Fundamentalismus in Nordamerika und in der Dominanz der kirchlichen Basisgemeinschaften und der Befreiungstheologie in Mittel- und Südamerika.

²⁴ Vgl. Hans Werner Dannowski, „Suchet der Stadt Bestes“. Die gegenwärtigen Herausforderungen der Stadt und der Auftrag der Kirche, in: Kirchenamt der EKD (Hg), Internationale Citykirchenkonferenz vom 8.-10. Mai 2005 in Berlin. Bericht und Dokumentation, Hannover 2006.

²⁵ Harvey Cox, Stadt ohne Gott? Stuttgart / Berlin 1966.

1.2. Liturgie und Diakonie

Die von Cox formulierte Spannung lässt sich an den zwei Grundfunktionen von Kirche, Liturgie und Diakonie verdeutlichen. Beide weisen Bewegungen zwischen Selbstvergewisserung und Entäußerung auf. Kirche ist in unterschiedlicher Art und Weise in der Stadt. Sie ist – in ganz säkularen Formen, durchaus vergleichbar etwa mit anderen Anbietern auf dem Markt der Pflegedienstleistungen – „Kirche für andere“, und sie repräsentiert mit ihren uralten Wahrheiten und Riten das „ganz Andere“. Mit den Kirchengebäuden als Orten der Liturgie und Freistätten von jeglicher Zweckrationalität wird Gott als Geheimnis der Welt gefeiert. Mit ihrer Diakonie stellt sich die Kirche individuell und institutionell der Not der Stadt. An den sozialen Einrichtungen der Stadt hat die Kirche oft überproportionalen Anteil. Das gesamte Sozialgefüge würde zusammenbrechen, wenn die Kirchen von heute auf morgen gezwungen wären, aus diesem sozialen Netz auszusteigen. Als Leistung der Kirchen wird diese enorme diakonische Anstrengung allerdings in der Öffentlichkeit oft nicht wahrgenommen.

Manchmal wächst – wie in den Vesperkirchen einiger Großstädte (wie z.B. in Stuttgart), in denen Bedürftige gespeist und beherbergt werden – schon jetzt beides zusammen. Trotz zurückgehender finanzieller und personeller Ressourcen muss es der Kirche wieder stärker gelingen, Liturgie und Diakonie in ihrem gegenseitigen Verweischarakter deutlich zu machen. Beide gemeinsam machen die Mission der Kirche in der Stadt aus.

Die Kirchen leisten einen einzigartigen Beitrag zur Entwicklung einer Stadtkultur, wenn sie sich für die Wiedergewinnung und Gestaltung von Räumen – im lokalen, geistigen und geistlichen Sinne – einsetzen, in denen Menschen in der Stadt mit Leib und Seele leben können.²⁶

In jedem Fall „braucht die moderne Stadt Kirchen, die sich nicht aus der Öffentlichkeit herausstehlen“²⁷, sondern sich ihrer öffentlichen Verantwortung als Teil der Stadtgesellschaft und als ihr Gegenüber bewusst sind.

²⁶ Vgl. Hans Werner Dannowski, *Suchet der Stadt Bestes* (2006).

²⁷ Wolfgang Grünberg, *ebd.*, S. 13.

2. Religiöse Entwicklungen in neuem Gewand

2.1. Neue Kathedralen

Die gebaute Stadt selbst hat über Jahrhunderte den Kirchen eine zentrale Bedeutung zugeschrieben. Sie waren in der Regel die höchsten, teuersten und anspruchsvollsten Bauzeugnisse einer Stadt und standen pars pro toto, für die ganze Stadt. Diese Bedeutungszuschreibung hat sich mit der Errichtung von großartigen Profanbauten in Jahrhunderten über die Kirchen hinweg ausgeweitet und erhält in den letzten Jahren erneut eine besondere Relevanz.

Der Versuch, den gebauten Stadtkörper aufzuwerten und mit besonderen Gebäuden eine symbolische Repräsentanz für die Gesamtstadt zu errichten, ist geradezu eine Modeerscheinung geworden.

So entsteht mit dem Neubau oder der Wiedererrichtung von herausragenden Bauten eine architektonische Symbolisierung der Stadtidentität, die nicht nur nach innen wirkt und eine Bindungskraft für die Bewohner mit ihrer Stadt auslöst, sondern die auch nach außen im Wettstreit der Städte um das gewagteste, höchste oder bedeutendste Gebäude im Land eine Rolle spielt.

Die Dresdner Frauenkirche kann aktuell als besonderes Beispiel einer solchen – die Stadtidentität formenden – baulichen Repräsentanz gewertet werden. Die Wiederherstellung der Stadtansicht und die Rekonstruktion des berühmtesten protestantischen Kirchbaus der Barockzeit haben einen außergewöhnlichen Effekt für die ganze Stadt erzeugt. Tourismusströme werden angezogen und große Teile der Stadtbevölkerung sehen mit Stolz auf diesen Kirchenbau. Dabei ist die Funktion des Wiederaufbaus der Dresdner Frauenkirche in einer Stadt mit ca. 20% Kirchenmitgliedschaft und einer über 70jährigen antikirchlichen Tradition ein besonderes Beispiel. Hier ist nicht nur ein historisches Bauzeugnis mit hohem Symbolwert wiedererrichtet worden, sondern auch in einer weitgehend nichtchristlich geprägten Stadtgesellschaft ein Kirchengebäude zum neuen Imageräger der Stadt geworden. Damit verbunden sind Anfragen an die Rolle der Kirche und die Bedeutung von christlicher Religion in der Stadt Dresden.

Stadtwarzeichen wie die Dresdner Frauenkirche, der Kölner Dom oder der Hamburger Michel waren in der Regel jahrhundertealte architektonische Signaturen, die neben ihrer bauhistorischen Qualität zugleich für das Alter einer Stadt standen. Vorrangig handelte es sich dabei um Kirchenräume, die zur Zeit ihrer Errichtung das höchste Maß an baulichen und künstlerischen Fertigkeiten verlangten. Diese symbolische Funktion ausgewählter Bauzeugnisse in den Städten ist bereits im 19. Jahrhundert von den Kirchenbauten auf die Bahnhöfe als Sinnbilder einer technischen Revolution übergegangen; sie wurden die neuen Kathedralen der sich rasant industrialisierenden Städte. Nach einer Phase in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in der Großunternehmen wie Banken meist vergeblich versuchten, durch die schiere Bauhöhe ihrer Verwaltungszentren in diesen Wettstreit

einzutreten, und in den Städten der DDR ein obligatorischer Turm die Stadtmitte anstelle der Kirchen markieren sollte (Jena, Berlin), bemüht man sich nun seit einigen Jahren mit außergewöhnlichen architektonischen Bauten, die vorrangig kulturelle Funktionen haben, neue Wahrzeichen in den Städten zu errichten. Besondere beliebte Objekte dafür sind Museumsbauten. Ob in Bilbao oder Linz, in London oder Paris – ausgewählte Stararchitekten entwerfen moderne Kathedralen, in denen oftmals das kulturelle Erbe und die künstlerische Gegenwartssprache zugleich zur Anschauung kommen. Es entstehen erhabene Räume, die für künstlerische Inszenierungen zur Verfügung stehen und Millionen Besucher aus aller Welt anziehen. Erwähnenswert ist dabei, dass nicht nur Neubauten die Funktion übernehmen, für die Stadt als ganze zu stehen, sondern gerade auch Konversionsprojekte die Verbindung von historischer Stadt und einer modernen Reformulierung der Stadtidee leisten sollen. Ob ein historischer Hafenspeicher zum Ankerplatz eines neuen Konzertsaaes werden soll, wie in Hamburg mit der geplanten Elbphilharmonie, oder ein altes Kraftwerk zur Kunstkathedrale wird, wie Tate Modern in London, die neuen Wahrzeichen stehen auf dem Grund der alten Stadt und sind damit auch Zeugnisse der Erinnerung an vergangene Stadtepochen. Je spektakulärer dabei die Architektursprache ist, umso größer ist die garantierte Aufmerksamkeit und damit verbunden die zwangsläufige Zuschreibung von „Bedeutung“; einer Bedeutung, die in der gebauten Stadt in vergangenen Jahrhunderten fast exklusiv kirchlichen Großbauten zugeschrieben worden ist. Sie waren – und sind es in vielen Städten bis heute – die prominentesten Teile der gebauten Stadt, die mit dem Anspruch auftreten, für einen Gesamtzusammenhang der Stadtgesellschaft zu stehen.

2.2. Religiöse „Erregungsgemeinschaften“ und die Rolle der Medien

Neben diesen Zeugnissen in der gebauten Umwelt der Stadt zeigt sich mit der zunehmenden Attraktivität von Massenveranstaltungen mit religiösem Inhalt ein Phänomen, das Religion in den Fokus rückt. Die große Anziehungskraft religiöser Inszenierungen für Hunderttausende ist eine Entwicklung der jüngsten Zeit. Ob der Weltjugendtag in Köln oder die evangelischen Kirchentage mit ihren Eröffnungsveranstaltungen, gerade jüngere Menschen lassen sich von diesen „Events“ faszinieren und anziehen. Dabei zeigen soziologische Untersuchungen, dass zwar der Ausgangspunkt ein religiöses Ereignis darstellt, aber eine zusätzliche Attraktivitätssteigerung durch die große Anzahl der anwesenden Jugendlichen selbst entsteht. Durch mediale Ankündigungen und die Vorhersage von hunderttausendfacher Teilnahme entsteht eine Sogwirkung, die zu den unglaublich großen Teilnahmezahlen führt. Nicht das Ereignis selbst steht dann im Mittelpunkt, es ist vielmehr nur der Auslöser für eine gigantische Pilgerfahrt, die ihren Sinn teilweise in der Gemeinschaft der großen Menge erfährt. Das entwertet nicht den religiösen Ursprung, aber mahnt dazu, in solchen Massenveranstaltungen nicht allein das

entscheidende Indiz für eine Wiederkehr der Religion zu sehen.

In einer solchen Perspektive finden sich zahlreiche Analogien zu kulturellen oder sportlichen Veranstaltungen, die Ausgangspunkte für eine massenhafte Begeisterung sind. Am anschaulichsten war für diese sich verstärkende Bewegung einer kollektiven Begeisterung für einen sportlichen Wettkampf sicherlich die Atmosphäre während der Fußballweltmeisterschaft in Deutschland im Sommer 2006. Weit davon entfernt, diese Begeisterung als religiösen Enthusiasmus zu interpretieren, muss doch festgestellt werden, dass – rein funktional betrachtet – bestimmte Gefühlslagen und Handlungsweisen breiter Bevölkerungskreise Parallelen zu religiösen Ritualen und Motiven aufweisen.

2.3. Faszination alter Traditionen und Räume

Sehr viel deutlicher allerdings und den religiösen Traditionen unserer Kultur enger verpflichtet sind Veranstaltungen, die auf alte Räume neues Licht werfen und zu ungewohnten Zeiten oder mit besonderen Angeboten auf christliche Inhalte verweisen.

„Die (lange) Nacht der Kirchen“, die sich inzwischen als typische großstädtische Aktion in vielen deutschen Städten etabliert hat, ist so ein außergewöhnliches Angebot, das eine überraschend große und nachhaltige Resonanz erhält. Dabei kombinieren die Nächte der Kirchen eine ungewöhnliche Veranstaltungszeit mit der Attraktivität der Kirchenräume. Zigtausende machen sich auf den Weg, um sich von Musik oder Theater, Lesungen oder Gottesdiensten faszinieren zu lassen. Die Kirchenräume, die lange Jahre in den Städten ausschließlich als gottesdienstliche Orte wahrgenommen wurden und als Kulturorte nur eine Sache für Eingeweihte waren, öffnen sich für ungewohnte Begegnungen mit moderner Kunst, experimenteller Musik oder einem Diskurs zu Zukunftsfragen der Stadt und finden ein großes interessiertes Publikum.

Ob kirchliche Großveranstaltungen oder religiöse Kleinkunst, beide teilen eine typisch städtische Voraussetzung: Mobilität. Die Wahrnehmung der religiösen Interessen und die Befriedigung der Sehnsucht nach Sinn bedeutet ein „Sich-auf-den-Weg-machen“. Interessierte nehmen lange Wege in Kauf, um zu der Kirche ihrer Wahl oder dem religiösen Ort ihres Interesses zu gelangen. So wachsen die Personalgemeinden in den Städten, während teilweise zugleich die klassischen Parochien schrumpfen. Diese innerstädtische religiöse Pilgerschaft ist ein neues Phänomen und relativiert die Standorttreue gegenüber der klassischen Parochie.²⁸ Diese neuartige religiöse Mobilität hat auf der anderen Seite zu einem verstärkten Angebot an christlichen, aber auch interreligiösen Räumen an den Transitpunkten unserer Existenz geführt. Andachtsräume („Räume der Stille“) in Krankenhäusern und auf Flughäfen, auf Bahnhöfen, in Seemannsheimen und an Autobahnen sind

28 Vgl. Claudia Schulz, Milieuspezifische Profilierung von Ortsgemeinden, in: Pastoraltheologie, 94. Jg. (2005), S. 341-359.

inzwischen eher die Regel als die Ausnahme. Sie sind, genauso wie Kapellen in Fußballstadien und die Errichtung von Pilgerwegen, eine adäquate Antwort auf ein religiöses Interesse, das sich nicht an den klassischen Zeiten und Orten orientiert, sondern das mobil ist und sich „bei Gelegenheit“ formuliert.

Die Aufnahme religiöser, oft auch explizit christlicher Themen im städtischen säkularen Kulturbetrieb ist ein Phänomen, das den gleichen Trend beschreibt. Sinnfragen werden offen als religiöse Fragen formuliert und in zeitgenössischen Theaterstücken („Zehn Gebote“, nach Krzysztof Kieslowski oder „Der Bus – das Zeug einer Heiligen“ von Lukas Bärfuss) inszeniert oder in Vortragsreihen thematisiert. Kommerziell wird diese Tendenz auch in der Literatur genutzt. Die Auseinandersetzung mit religiösen Themen in der Literatur ist so umfassend wie niemals zuvor. In allen Genres wird über religiöse Motive und Traditionen geschrieben und Sinnfragen werden in allen möglichen Deutungssystemen beantwortet. Der esoterische Büchermarkt hat sich viele Jahre ausgeweitet, aber auch belletristische Literatur, fiktional und populär zum Thema Religion, findet reißenden Absatz. Religion ist ein Thema auf dem Büchermarkt und erreicht in spannender Aufmachung, sei sie auch noch so populistisch konstruiert, Auflagenrekorde (Dan Brown, Sakrileg).

In der akademischen Welt hat die Beschäftigung mit Religion schon seit über 20 Jahren neues Interesse gefunden. „Nie zuvor waren so viele Intellektuelle damit beschäftigt, Religion zu deuten“.²⁹ Ausgangspunkt für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Religion ist dabei ihre „kulturpraktische Stärke“, die ihr seit Jahren – allerdings vor allem außerhalb Europas – eine zunehmende Bedeutung verleiht. Auch wenn sich dieser Trend nicht in einer Stärkung der Theologie an deutschen Universitäten niedergeschlagen hat, ist er doch – spätestens seit dem 11. September 2001 – in Seminarangeboten, Diskussionsveranstaltungen und Vorträgen öffentlich sichtbar geworden. Das Thema Religion ist damit nicht nur in Inszenierungen und die Festivalisierung städtischer Kultur, sondern auch in den wissenschaftlichen und literarischen Diskurs zurückgekehrt.

²⁹ Friedrich Wilhelm Graf, *Die Wiederkehr der Götter, Religion in der modernen Kultur*, München 2004, S. 243.

3. Was ist Religion?

Sind nun die neuen städtischen Wahrzeichen die Nachfolger der Kathedralen und ist ein Fußballspiel ein religiöses Ereignis? Hinter dieser Frage steht die Suche nach einer Definition von Religion. Erst mit einer solchen Begriffsbestimmung kann darüber entschieden werden, wie weit die neue Aufmerksamkeit für die Religion reicht und ob vielleicht sogar von einer „Wiederkehr der Religion“ gesprochen werden kann.

Doch müssen zuvor einige Konnotationen des Begriffes „Wiederkehr“ erläutert werden.³⁰ Denn zuerst einmal unterstellt die Rede von der Wiederkehr, dass es so etwas wie eine religionslose Zeit oder zumindest ein allgemeines Abnehmen von Religion in der Vergangenheit gegeben hätte. Was wiederkehrt, muss einmal fort gewesen sein. Das ist nur eingeschränkt richtig. Global gesehen, kann von einem Rückzug der Religion in den vergangenen Jahrzehnten keine Rede sein. Alle großen Religionen wachsen im weltweiten Kontext.³¹ Die Ausbreitung des Islam und des Christentums hält in weltweiter Perspektive unvermindert an. In einigen Regionen der Welt jedoch gibt es einen Rückgang organisierter Religiosität. Dazu gehört Westeuropa, aber auch Australien und seit jüngster Zeit einige Länder Osteuropas. Die Rede von einem Verschwinden der Religion im Angesicht der Säkularisierung ist somit nicht nur eine eurozentrische, sondern in Teilen sogar typisch deutsche Betrachtung. Eine Beschreibung, die allgemein die westliche Welt in den Fokus nimmt und als Beispiel nutzt, um den Zusammenhang zwischen Modernisierung und Säkularisierung zu deuten, übersieht zudem die besondere religiöse Entwicklung in den USA. Es zeigt sich dort, dass die Annahme, Modernisierung führe grundsätzlich zum Rückzug von Religionen, ihre Plausibilität verloren hat.³² Ein Abnehmen von Religion, so scheint es, bleibt damit auf westeuropäische Länder beschränkt, und diese westeuropäische Entwicklung ist nicht von allgemeiner Gültigkeit, sondern weltweit eher die Ausnahme. Allein deswegen darf der jetzige Zustand nicht einfach auf die Zukunft hochgerechnet werden.

Zum Zweiten muss gefragt werden, ob das Reden von einer Wiederkehr nicht suggeriert, es habe so etwas wie eine säkulare Phase in den westeuropäischen Kulturen gegeben, die sich nun dem Ende zuneigt. In einer Positionsbestimmung gegen Jürgen Habermas hat dagegen Hans Joas reklamiert, es ginge nicht um die Rückkehr der Religion oder das Ende eines säkularen Zeitalters, sondern um einen Bewusstseinswandel in der Beurteilung von Religion. Habermas reflektiert die Rückkehr des Religiösen unter dem Begriff „postsäkular“. Postsäkular ist für ihn eine Gesellschaft, „die sich auf das Fortbestehen religiöser Gemeinschaften in einer sich fortwährend säkularisierenden Gesellschaft einstellt“.³³ Gerade in diesem Sinne

30 Vgl. J. H. Claussen, Zurück zur Religion. Warum wir vom Christentum nicht loskommen, München 2006.

31 Vgl. H. Joas, Religion post-säkular? Zu einer Begriffsprägung von Jürgen Habermas, in: Braucht der Mensch Religion, Freiburg 2004, S. 122ff.

32 H. Joas, a.a.O., S. 123.

33 Zitiert bei H. Joas, a.a.O., S. 124.

aber kann von einer Wiederkehr der Religion nicht gesprochen werden, weil den grundsätzlichen Zweifel am Fortbestand religiöser Gemeinschaften und religiöser Sinndeutungen immer nur eine gesellschaftliche Minderheit vermutete oder sich wünschte.

Wenn dennoch die beschriebenen Phänomene eine neue Qualität und Quantität von Aufmerksamkeit auf sich ziehen und einen Trend markieren, der vielfach als religiös benannt wird, muss die Bedeutung des Begriffes geschärft werden. Denn der Religionsbegriff ist zu vieldeutig und unscharf, um all die beschriebenen Phänomene einer religiösen Revitalisierung unter einem Begriff zu subsumieren. Gilt dem einen schon die mediale Aufmerksamkeit für einige umfangreich kommunizierte Großevents als ausreichender Indikator für die Rückkehr der Religion, so sehen andere die Zeichen dafür in sinkenden Kirchengaustrittszahlen und steigender Gottesdienstfrequenz zu außergewöhnlichen Anlässen.

Alle diese Perspektiven aber leiden an einem diffusen Begriff von Religion, der mal die institutionalisierte kirchliche Form gelebten Glaubens meint, ein anderes Mal alle möglichen kulturellen Phänomene umfasst, die einen transzendenten Verweis erlauben.

Ist Religion nur das, was sich in den etablierten Begrifflichkeiten und der bekannten Systematik der jüdisch-christlichen Theologiegeschichte verorten lässt? Fundorte für religiöse Sehnsüchte, Chiffren und Rituale kann man doch, je nach den kategorialen Voraussetzungen, an allen Orten oder eben (fast) nur in den traditionellen Religionsgemeinschaften finden.

Ist nicht, wie U. Körtner³⁴ bemerkt, mindestens mit dem gleichen Recht wie von einer neuen Nachfrage nach Religion gesprochen wird, auch von einem „massenhaften Gewohnheitsatheismus“ zu reden, der diesen Megatrend Religion in Frage stellt? Dieser Gewohnheitsatheismus lebt dabei ganz selbstverständlich ohne Gott und erfährt diese Lebensform keineswegs als defizitär. Die große und ständig weiter anwachsende Gruppe der Konfessionslosen besonders in den Städten in Deutschland stellt die Behauptung, eine große Wiederkehr der Religion deute sich an, sofort wieder in Frage. Angesichts von fast 75% Konfessionslosen in den neuen Bundesländern und einer weiteren Zunahme in den Großstädten der alten Bundesländer kann eine Rückkehr von Religion nicht eine allgemeine soziokulturelle Bewegung meinen, sondern nur eine neue Aufmerksamkeit für religiöse Fragen und Phänomene in der Öffentlichkeit.

Angesichts dieser Vielschichtigkeit in der Deutung der Phänomene wird eine Definition des Religionsbegriffs, die allgemeine Gültigkeit beansprucht, immer umstritten bleiben müssen³⁵.

Obwohl der Religionsbegriff also extrem vieldeutig bleibt, kann man zwei Hauptlinien unterscheiden, die bei den Versuchen, ihn zu definieren, immer wieder auftauchen: eine funktionale und eine substantielle.

34 Vgl. Ulrich H.J. Körtner, *Wiederkehr der Religion*, Gütersloh 2006, S. 27f.

35 Zur Definition vgl. U. Körtner, a.a.O., S. 33ff.

3.1. Der funktionale Religionsbegriff

Eine rein funktionale Definition von Religion beschreibt, was Religion leistet. Welche Aufgaben löst Religion, auf welche Fragen antwortet sie? In einer strengen funktionalen Betrachtung steht Religion dann neben anderen gesellschaftlichen Bereichen, wie der Wissenschaft, Erziehung, Politik oder der Wirtschaft, und übernimmt für eine Gesellschaft und für das Individuum bestimmte Funktionen. Eine der gesellschaftlichen Funktionen von Religion, die trotz der Strittigkeit eines allgemein akzeptierten Religionsbegriffs Konsens findet, ist beispielsweise ihre Fähigkeit zur Integration von Gesellschaften: „Religion stellt in ihren symbolischen Sprachen Mittel dazu bereit, die innere Einheit sozialer Gruppen zu befördern“.³⁶ Ein solcher funktionaler Religionsbegriff beschreibt die Außenseite der Religion. Er nutzt analytische Instrumente, um bestimmte Wirkweisen von Religionen nachzuzeichnen und ursächlich zu begründen. Ein solcher Religionsbegriff müht sich um Objektivität und Vergleichbarkeit, bleibt aber gleichwohl defizitär, weil er sich dem Phänomen Religion als einem rational voll erfassbaren, gleichsam objektiven Gegenstand nähert.

3.2. Der substanzielle Religionsbegriff

Der substanzielle Religionsbegriff beschreibt die Substanz von Religion. Eine solche Definition geht davon aus, dass alle Nützlichkeitsabwägungen über Religion, die Untersuchung ihrer Geschichte und ihrer Wirkungen noch nichts über die Bedeutung der Religion für den Gläubigen selbst aussagt. Religion hat eine Binnenperspektive religiösen Bewusstseins, die mit der Funktion von Religion nicht erfasst wird.

Niemand wird Anhänger einer Religion und beginnt zu glauben, weil man ihm die Nützlichkeit des Glaubens demonstriert hat.³⁷ Der substantielle Religionsbegriff fragt damit nicht nach der Nützlichkeit von Religion, sondern nach der Erfahrung des Glaubens. Diese Erfahrung in den Fokus zu nehmen heißt, religiöse Praxis lesen zu lernen. Formen des Ergriffenseins und des Gebets ebenso wie die Erfahrung heiliger Handlungen. Der Sinn von religiösen Vorstellungen, von Ritualen und Symbolen sowie irrationalen Praktiken lässt sich nicht nur ansatzweise von „außen“ erschließen. Wollte ein Religionsforscher den Glauben verstehen lernen, müsste er die Versöhnungshoffnungen und Erlösungssehnsüchte der Gläubigen ernst nehmen. Und er muss erkennen, wie den Frommen ihr Gott dazu verhilft, die Welt sinnhaft zu deuten und das fragmentarische Leben in einen schlüssigen Zusammenhang zu überführen.

Während ein funktionaler Religionsbegriff versucht, eine neutrale, beschreibende

³⁶ F. W. Graf, a.a.O. S. 207.

³⁷ Vgl. H. Joas, a.a.O., S. 16.

Position einzunehmen, trifft der substanzielle Begriff auf die Gültigkeits- und Exklusivitätsansprüche von Religion und hat es somit auch schnell mit kognitiven Dissonanzen zu tun.

Viele aktuelle Versuche, Religion definitorisch zu erfassen, bemühen sich um eine Verbindung der beiden Ansätze. Was Religion leistet und was sie für den einzelnen ist, lässt sich nicht voneinander trennen. Beide Aspekte gehören zusammen, um das Phänomen Religion angemessen zu beschreiben. Eine Beschreibung einer Religionsgemeinschaft nur unter dem substantiellen Religionsbegriff verliert schnell das Gefühl für die Leistungen von Religion im Alltag des Lebens, in der Gründung von Gemeinschaften und in der Stabilisierung von Werthaltungen. Wenn andererseits Wissenschaften nur noch fragen, was Religion leistet, werden die institutionellen Verkörperungen von Religion profillos und man ignoriert die Transzendenzerfahrungen der Gläubigen. Für die Angehörigen einer Religionsgemeinschaft jedoch geht es immer auch entscheidend um Exklusivitätsansprüche; sonst würden sie sich selbst überflüssig machen.

Detlef Pollack, der die These von der „Wiederkehr der Religion“ in Frage stellt, hat versucht, die beiden Definitionsansätze zusammen zu fassen. Sein Ausgangspunkt ist die kritische Einschätzung, dass Religion zwar eine spezifische Antwort auf die Sinnsuche des Menschen ist, aber durchaus nicht die einzige. Das Bedürfnis, nach dem Sinn des Lebens und der Welt zu fragen und die Sehnsucht, leidvolle Erfahrungen zu deuten, sei vermutlich allen Menschen eigen. Die Antwort darauf müsse aber nicht zwangsläufig eine religiöse Antwort sein. Es sei denn, man bezeichne alles, was Menschen zur Kontingenzbewältigung nutzen, als Religion. Womit das Feld religiöser Phänomene wieder unbegrenzt wäre. Für Pollack ist es dagegen sinnvoll, nur dann von Religion zu sprechen, wenn versucht wird, die Kontingenzbewältigung mit Hilfe der Unterscheidung von Transzendenz und Immanenz zu erreichen, „durch Bezug auf das Unerfassbare“.³⁸ Damit ist eine Kombination von funktionalem und substanziellem Religionsbegriff vorgenommen, die es erlaubt, mit dem Kriterium der Transzendenzerfahrungen Phänomene aus dem religiösen Feld auszuschließen, die allgemein sportlicher, kultureller oder anderer Natur sind und die zugleich in wesentlichen Teilen an F. Schleiermacher erinnert.

In diesem engeren Sinne seien beispielhaft zwei Phänomene beschrieben, die die These einer Wiederkehr der Religion in der deutschen Gesellschaft unterstreichen:

1. Fragen nach dem Sinn des Lebens und der Deutung der Welt, auf die in der Vergangenheit Religionen eine Antwort gegeben haben, werden wieder deutlicher als explizit religiöse Fragen formuliert.
2. Die Zunahme religiöser Gemeinschaften von Mitgliedern mit Migrationshintergrund und ihr selbstbewusstes Auftreten verändern die religiöse Landschaft, besonders in den Städten, deutlich.

³⁸ Detlef Pollack, *Säkularisierung – ein moderner Mythos? Studien zum religiösen Wandel in Deutschland*, Tübingen 2003, S. 48. Die Definition von Religion anhand der Unterscheidung von Immanenz und Transzendenz auch schon bei Luhmann, vgl. ders., *Die Religion der Gesellschaft*, hg. von André Kesterling, Frankfurt/M 2000.

3.2.1. Suche nach Welt- und Lebensdeutungen

In der Suche nach Religion drückt sich das Unbehagen an einer Rationalität aus, die ausschließlich an einer Diesseitigkeit orientiert ist und keinen Raum für die Dimensionen religiöser und mythischer Welt- und Lebensdeutungen lässt. Dabei geht es in der Mehrheit nicht sogleich um einen hohen Grad an Verbindlichkeit oder gar den Eintritt in eine religiöse Gemeinschaft, sondern um den vorübergehenden Kontakt mit religiösen Traditionen und Räumen. Religiöse Suchbewegungen formulieren sich bei Gelegenheit, zu besonderen Anlässen, um sich dann auch wieder zurückzuziehen. Einer dieser Anlässe, an denen sich religiöse Sinnfragen artikulieren, sind Erfahrungen von erschütternder, zerstörender Gewalt in einer Gesellschaft. Zunehmend wird an solchen Erschütterungen nicht zuerst der Ruf nach politischem Handeln, sondern nach Trost und Angstbannung laut. So werden Kirchen als die Orte wiederentdeckt, die in der Erfahrung kollektiver Katastrophen Möglichkeiten zur gemeinschaftlichen Klage bereithalten. Die Andachten und Gottesdienste im Anschluss an den 11. September 2001 waren ein Zeichen dafür, dass die Kirchenräume als religiöse Ressourcen in den Städten noch im Bewusstsein vieler Menschen verankert sind. Der zunehmende Wunsch, die Erfahrung der Zerbrechlichkeit des Lebens in einer geprägten religiösen Form aufzuheben, wird erkennbar daran, dass es kaum eine Katastrophe in städtischer lokaler oder nationaler Hinsicht gibt, die nicht mit einem Gottesdienst begleitet wird. Und dabei handelt es sich nicht nur um die Bewältigung aktueller Katastrophen, sondern auch vergangene, kollektive Katastrophenerfahrungen werden – nachdem sie teilweise jahrzehntelang vergessen waren – religiös gedeutet.

Ein gutes Beispiel dafür ist der Dresdner Gedenktag an die Zerstörung der Stadt, der jedes Jahr am 13. Februar mit einem ökumenischen Gottesdienst begangen wird und immer um 21.40 Uhr damit endet, dass alle Glocken der Stadt in Erinnerung an die Uhrzeit des ersten Bombenangriffs läuten. In dieser Nacht sind die diffusen religiösen Gefühle bei den unterschiedlichsten Menschen zu spüren und gleichzeitig eine selbstverständliche Akzeptanz der Kirchen als Orte, die diesem Gefühl einen Raum geben können.

Neben diesen jahrzehntelang tradierten Gedenkfeiern werden für den ständig wachsenden städtischen Festkalender ebenso wie für die öffentliche Inszenierung von Übergängen, die noch vor einer halben Generation religiös unbeachtet geblieben sind, in den Stadtkirchen neue Angebote gemacht.

Eng mit den beschriebenen Erfahrungen verbunden ist die wachsende Bedeutung von Übergangsritualen, die – niedrigschwellig angeboten – auch vermehrt nachgefragt werden. So nehmen inzwischen in den alten Bundesländern fast alle Kinder, völlig unabhängig von ihrer konfessionellen Zugehörigkeit oder religiösen Sozialisation bei ihrer Einschulung an einem Einschulungsgottesdienst teil. Und bei Einweihungen von Gebäuden, bei der Einführung oder Verabschiedung von Personen der Öffentlichkeit wird wieder zunehmend geistliche Begleitung angefordert.

Die globalisierte Welt, die oft scheinbar nur ökonomischen Regeln und Gesetzen folgt, verlangt – besonders in den lokalen Zusammenhängen – nach Gegenentwürfen. Auch wenn die christliche Religion keinen alternativen politischen Weg zu der gesellschaftlichen Ordnung anbieten kann, so wird sie doch weitreichend als Möglichkeit wahrgenommen, über diese Ordnung hinaus eine andere Dimension der Wirklichkeit bereit zu halten.

In dieser Perspektive spielen die Stadtkirchen eine entscheidende Rolle. Sie verfügen gleich über mehrere Alleinstellungsmerkmale. So sind diese Räume zumeist die ältesten herausgehobenen Gebäude einer Stadt und verweisen damit auf die Vergangenheit des städtischen Gemeinwesens. Sie bilden mit ihrer Ausstattung, vor allem aber mit ihren gottesdienstlichen Angeboten einen Speicher, der an die städtischen Katastrophen und Feiern vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte erinnert und sie vergegenwärtigt. Innerstädtische Kirchenräume sind oftmals der letzte große Komplex kirchlicher Repräsentanz in der Öffentlichkeit, der sich in wesentlichen Teilen über Jahrhunderte nicht verändert hat. Darin verkörpern diese Räume bis heute die vergangene Geschichte der Bewohner der Stadt und ordnen aktuelle Erfahrungen ein in die große Geschichte Gottes mit den Menschen.

Zudem sind fast alle Innenstadtkirchen öffentlich für jeden zugänglich. In der kontinuierlichen Reduktion öffentlicher Stadträume erhält diese Funktion der kirchlichen Räume eine zunehmend wichtige Bedeutung.

Die seit einigen Jahren wachsenden Besuchszahlen in den Innenstadtkirchen, nicht nur durch Touristen oder Gottesdienstbesucher, legen es nahe, die Korrespondenz zwischen Trost-, Erinnerungs- und Asylort einerseits und religiöser Suchbewegung andererseits als neu belebt zu beschreiben.

3.2.2. Religiosität in der Vielfalt der Religionen

Die traditionellen christlichen Konfessionen sind in der westeuropäischen Geschichte bis heute kulturprägend. Dabei darf die noch existierende Dominanz der beiden großen Kirchen nicht darüber hinweg täuschen, dass es einen lebendigen Prozess der Pluralisierung der religiösen Landschaft in den Großstädten gab und gibt. Nicht wenige der christlichen Religionsgemeinschaften verdanken ihre Entstehung in deutschen Städten der Zuwanderung. Fast alle fremdsprachlichen Gemeinden in Deutschland sind aus Zuwanderungen in den letzten hundert Jahren entstanden, mit einem besonderen Schwerpunkt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Interessanterweise ist damit die religiöse Pluralisierung nicht zuerst eine Binnendifferenzierung bestehender Milieus, sondern ein Ergebnis von Migration. Die Bevölkerungsgruppen mit Migrationshintergrund verzichten nicht auf die Ausübung ihrer religiösen Traditionen, sondern suchen sich Orte, Räume und Personen, um ihren Glauben leben zu können. Und diese Vitalität zugewanderter religiöser Gemeinschaften scheint über Generationen stabil zu bleiben. Die Diasporasituation verstärkt dabei die Bindung an sprachliche, kulturelle und reli-

giöse Ausgangspunkte, und die familiäre Weitergabe der traditionellen religiösen Vorstellungen wird intensiv gepflegt.

Ein entscheidender Punkt, der gegenwärtig die Diskussion um Religion in unserer Gesellschaft bestimmt, ist deshalb die Begegnung mit anderen Religionen, besonders mit dem Islam. Die engagierte Diskussion über den Bau einer Moschee in Köln-Ehrenfeld (2007), der Karikaturenstreit und eine daraus entstandene freiwillige Selbstzensur unter Journalisten, die Auseinandersetzung über den Papstvortrag (Regensburg 2006) und die Handreichung der EKD zu „Christen und Muslime in Deutschland“ (2006) – in einer Fülle von Konflikten wird zurzeit über Religion und ihre Bedeutung für eine Gemeinschaft und den einzelnen Gläubigen gestritten. Dabei nimmt die Mehrheitsgesellschaft von Christen im demokratischen, freiheitlichen Rechtsstaat mit Verwunderung zur Kenntnis, in welcher umfassender und bestimmender Art Muslime die Konsequenzen ihres Glaubens formulieren. Aus diesen Begegnungen sind in den letzten Jahren starke Impulse zur Auseinandersetzung mit religiösen Themen ausgegangen. Eine Glaubenshaltung, die öffentlich sichtbar ist – z.B. durch die Kleidung – und die sich klar gegenüber freiheitlichen Traditionen der westeuropäischen Kultur abgrenzt und damit auch Grundwerte dieser Kultur in Frage stellt, ist eine junge Entwicklung in der religiösen Landschaft Deutschlands. Es wäre verkürzt, wenn diese neue Aufmerksamkeit allein auf den Terroranschlag auf das World Trade Center am 11. September 2001 zurückgeführt werden würde. Jedoch haben dieses Attentat und die folgenden kriegerischen Auseinandersetzungen in Afghanistan und im Irak der Diskussion über religiösen Fundamentalismus und über die Notwendigkeit interreligiöser Verständigung eine neue Qualität gegeben.

Dieser neue religiöse Pluralismus könnte dabei durchaus zu einer Gesamtstärkung der religiösen Landschaft führen. Was mit Blick auf aktuelle Konfliktlinien eher nach einem kritischen Dialog mit Abgrenzungen aussieht, kann zugleich zu einem Aufschwung religiöser Grundfragen führen. Und die Erfahrungen in Kircheneintrittsstellen zeigen bereits, dass die Wahrnehmung muslimischer Glaubenshaltungen bei vielen aus der Kirche Ausgetretenen wieder zu einer Auseinandersetzung mit ihrem Glauben führt und ein starkes Motiv für den Wiedereintritt bildet. Auch in der Vergangenheit haben die konfessionellen Aufspaltungen nicht zu einer Verdrängung einzelner Religionen, sondern zu einer Vitalisierung und konfessionellen Stärkung der einzelnen Religionsgemeinschaften geführt.

Dabei wird aktuell auch die kulturprägende Kraft der jüdisch-christlichen Überlieferung im öffentlichen Bewusstsein weiter geschärft werden. Die Kultur der Freiheit,³⁹ die das Zusammenleben der Menschen in der europäischen Stadt bis heute prägt, beruht in weiten Teilen auf der Idee der Achtung des Anderen, der Gleichberechtigung von Mann und Frau, dem Bemühen um einen gerechten Ausgleich zwischen arm und reich und der Verpflichtung zum konsequenten Gewaltverzicht.

39 Udo di Fabio, Kultur der Freiheit, München 2005.

Migration wird – trotz aktuell abnehmender Zahlen – schon allein aufgrund der demographischen Entwicklung ein Schlüsselthema für die Stadtentwicklung bleiben und damit die Religionsfragen virulent halten. So bleiben – voraussichtlich für Jahrzehnte – soziale Integration und interreligiöse Partnerschaft zentrale Herausforderungen für die Stadtgesellschaften.

Das war in biblischer Zeit nicht anders. Der „barmherzige Samariter“, von dem Jesus auf eine Fangfrage, wer denn „mein Nächster“ sei, erzählt (Lukas 10, 25-37), ist der ethnisch Fremde und der kultisch unreine „Andersgläubige“. Dieser Fremde wird in der Beispielerzählung des Rabbi Jesus zum Ur- und Vorbild gelebter, Grenzen überwindender Nächstenliebe. Hier wird der jüdische Primat gelebter Praxis vor dem theoretischen Diskurs anschaulich, und zugleich das Gebot der Nächstenliebe radikal entgrenzt. Aus einer solchen Entgrenzung kann eine Kultur des Miteinanders der Fremden in der Stadt entstehen.

III. Die Kirche

Die evangelische Kirche hat die Tragfähigkeit ihrer Glaubensüberlieferungen und Traditionen, die Faszination des Heiligen und Geheimnisvollen und die Symbolkraft ihrer Kirchenräume wiederentdeckt. Ihre Kirchengebäude markieren vielfach Zentralpunkte der Stadt. Sie laden ein zur Begegnung mit der geistlich-spirituellen Dimension des Lebens und bewähren sich als ein Forum für das kulturelle Leben und das Stadtgespräch zu sozialen und politischen Fragen.

Die Kirchen sehen alle Teilhabe am Glauben und am geistlichen Leben der Kirche auch als einen Beitrag für die Lebensdienlichkeit der Stadt. In diesem Glauben wirkt die biblische Vision vom himmlischen Jerusalem in unsere Zeit.

Der Segens- und Heilungsdienst der Kirche für die Stadt gründet im Erinnern und Feiern der Barmherzigkeit Gottes, in der Vergegenwärtigung seiner Gnade im Gottesdienst, im Gebet und seelsorgerlichen Gespräch, in liturgischer Gestaltung und im Gesang.

Der Segens- und Heilungsdienst der Kirche entfaltet sich öffentlich auch als Beitrag im Bildungsbereich wie als diakonischer, sozialer und anwaltschaftlicher Einsatz für die Menschen der Stadt. Die Kirche tritt ein in das Netzwerk bürgerschaftlichen Engagements, lebt in der Solidarität mit den Schwachen und tritt ein für die Achtung von Minderheiten. Sie lebt und fördert einen Geist der Güte in der Stadt.

Darin kommt zur Geltung, dass das Heil in Jesus Christus nicht nur der Kirche, sondern allen Menschen und der ganzen Schöpfung zuteil werden soll. Darum hat die Kirche das Wohlergehen und den Frieden für die ganze Stadt im Blick und sucht Begegnung und Verständigung nicht nur mit Christen anderer Konfessionen sondern auch mit Andersglaubenden, mit Fremden und Fernen.

Die Kirche in der Stadt bietet spezifische Beteiligungsformen an. Die lokale Kirchengemeinde im Wohnbereich lässt in Gottesdienst, Seelsorge und Amtshandlungen die gemeinschaftsstiftende Kraft des Glaubens erfahren. Profil- und Schwerpunktkirchen entwickeln Kompetenz und Ausstrahlungskraft im Hinblick auf besondere Themen und Zielgruppen. An den Zentralpunkten der Stadt öffnen sich Kirchen in besonderer Weise für die situative Nachfrage von Passanten und auch Besuchern der Stadt. Sie stellen ihren Raum zur Verfügung für Einkehr und Stille, Andacht und Gebet, Seelsorge und Beichte und die Feier von Gottesdiensten von gesamtstädtischem Interesse.

Die Differenzierung des kirchlichen Angebotsensembles in der Stadt zwischen lokalem Wohnbereich, Stadtregion und dem gesamtstädtischen Gestaltungsraum hat zur Voraussetzung, dass neue kirchliche Planungs-, Steuerungs- und Organisationsformen entwickelt werden.

1. Kirchlicher Aufbruch in die Stadt

Die deutlich intensivere Wahrnehmung der Kirche in den letzten Jahren hat einen *deskriptiven*, einen *normativen* und einen *visionären* Aspekt:

1.1. Belege für eine neue Aufmerksamkeit für die Kirche

Der *deskriptive Aspekt* verweist auf Phänomene, die die Kirche verstärkt in den Fokus rücken. So treten in der Diskussion der Stadtarchitektur die Kirchen als zentrierende Räume, als Symbolvermögen und als Bürgerkirchen immer deutlicher ins allgemeine Bewusstsein, sowohl in Städten mit großen mittelalterlichen Kirchen als auch in vielen kleinen Städten, in denen die Kirchen als Zentralpunkte der Stadt errichtet wurden. Und angesichts der enormen Baulasten zeigt sich immer häufiger, dass auch die politische Bürgergemeinde bereit ist, Verantwortung für den Erhalt und die Gestaltung dieser Kirchenräume zu übernehmen. Auch ist unschwer nachzuweisen, dass viel stärker noch als in den 70er und 80er Jahren der kulturelle Dialog mit den Kirchen in den Städten Deutschlands gesucht wird. Im Zusammenleben mit anderen und dem Dialog mit anderen Religionen sind die Kirchen nicht selten Initiatorinnen und bieten ein Forum für die Auseinandersetzung. In den politischen Diskussionen entsteht ein Bewusstsein für die Aufgabe, die christlich gegliederte Zeit und ihren spezifischen Festrhythmus bewusst zu gestalten und zu stabilisieren.

Diese verstärkte Wahrnehmung der Kirche bietet Chancen, die durch innerkirchliche Reformen verstärkt werden können.

1.2. Geistliche Neuorientierung als Aufgabe der Kirche in der Stadt

Deswegen muss der *normative Aspekt* dieser neuen Bedeutungszuschreibung für die Kirche festhalten, dass es nicht um eine Rückkehr oder Restauration der Kirche der 50er und 60er Jahre des letzten Jahrhunderts gehen kann. Eine Rückkehr der Kirche in die Stadt hat mit einer inhaltlichen Neuausrichtung der kirchlichen Arbeit unter der Bedingung einer pluralisierten und individualisierten Stadtkultur zu tun. Die evangelische Kirche hat die Kraft ihrer Traditionen und die Ausstrahlung ihrer Kirchenräume in der vergangenen Dekade wiederentdeckt. Sie bietet verstärkt Räume der Begegnung mit dem Heiligen an, setzt sich für Wiederentdeckung der geistlichen Dimensionen des Lebens ein und hält so Gottes Zuspruch und Anspruch, der in Jesus Christus begegnet, für die Menschen in der Stadt präsent.

Diese verstärkte geistliche Haltung der Kirche zeigt sich in einer Aktualisierung ihrer spirituellen Kompetenz in Verbindung mit einer missionarischen Öffnung. Gottesdienste und Amtshandlungen, die nicht nur kirchlichen Insidern verstehbar und innerlich zugänglich sind, theologisch eindrückliche kulturelle Angebote, tragfähige Seelsorgearbeit und eine unverwechselbare Stimme bei der exemplarischen

Anwaltschaft für die Armen in der Stadt können nur auf der Basis eigenen spirituellen Lebens gedeihen. Die evangelische Kirche sollte ihren Ehrgeiz in die glaubwürdige Gestaltung ihrer spezifischen Räume und Gesten, ihren Zeiten und Angebote setzen und dabei Offenheit und Sensibilität für ihre soziale und religiöse Umgebung zeigen. Dabei dürfen Gesichtspunkte des Niveaus und der sorgfältigen Vorbereitung, einer angemessenen Werbung und einer stilsicheren Durchführung gerade in der Stadt nicht unterschätzt werden. Stadtmenschen sind mobil und wählerisch. Die Fülle der Angebote bietet Menschen die Chance, aus der Vielzahl von Möglichkeiten dasjenige auszuwählen, was ihnen in ihren Wünschen und Überzeugungen entspricht. Die Kirche in der Stadt befindet sich in einer Marktsituation. Insofern ist der erste Beitrag der Kirche für die Stadt, dass sie ihre geistliche Kompetenz pflegt, gleichzeitig ein geschärftes Bewusstsein für den Eigen-Sinn ihres Angebotes entwickelt und damit den Boden bereitet für ihre Ausstrahlungskraft. Von einer professionellen Öffentlichkeitsarbeit bis zu einer liebevoll gestalteten Amtshandlungsarbeit lebt die evangelische Kirche davon, dass ihre Kernangebote einen „guten Ruf“ haben und vielen zugänglich sind.

1.3. Aufmerksamkeit für die Stadt

Der *visionäre Aspekt*, der in der verstärkten Wahrnehmung der Kirche verborgen ist, eröffnet einen Zukunftshorizont. Die evangelische Kirche braucht in vielen Bereichen eine neue Aufmerksamkeit für die Stadt und ihre Veränderungen. Dazu sind – verbunden mit der anspruchsvollen und verlässlichen Arbeit an der geistlichen Aufgabe der evangelischen Kirche – Innovationen in den Arbeitsformen unerlässlich. Die hohe Veränderungsgeschwindigkeit modernen Stadtlebens führt eine neue Sehnsucht nach Heimat mit sich, die sich einerseits als Wunsch nach lokaler Verankerung zeigt, andererseits als Suche nach personaler Begegnung und sozialen Bezugspunkten, die für die aktuelle Phase der eigenen persönlichen Entwicklung hilfreich sind. Dieser Bedürfnisse muss sich die Kirche in der Stadt annehmen –, aber nicht allein die traditionellen Angebote und vertrauten Wege kirchlicher Arbeit können die dafür erforderlichen Anknüpfungspunkte darstellen.

Exemplarisch für diese Entwicklung kann die Situation der Stadtakademien stehen. Wurde in der Gründungsphase der Evangelischen Akademien die Akademiearbeit bewusst vor die Tore der Stadt gelegt, um eine ruhige, auch kontinuierliche Arbeit an Themen und Fragestellungen zu ermöglichen (Tutzing, Hofgeismar, Iserlohn), so zeigen sich heute die Grenzen dieses Konzeptes. Die Menschen wollen kurze Wege, schnelle Information und komprimierte Angebote, die Akademiearbeit kehrt darum zurück in das Zentrum, oft im Rahmen des Programms von Citykirchen oder citykirchlichen Einrichtungen, und wandelt ihre Angebote zu Kompaktseminaren, Kanzelreden, Ethischen Foren o.ä.. Ähnliche Phänomene finden sich auch bei den Gemeindeangeboten, die auf eine regelmäßige und längerfristige Beteiligung angelegt sind.

Die kirchlichen Akteure müssen diese Entwicklung zu situativen und punktuellen Angeboten nachvollziehen, wenn sie sich nicht nur auf eine bestimmte Lebensform oder Lebensphase (Kinder; Alter) innerhalb des Stadtlebens verengen wollen. Hier ist eine deutliche Innovationsbereitschaft von der Kirche in der Stadt verlangt. Insofern gehört es zu den zentralen Einsichten der letzten Jahre und Jahrzehnte, dass die Kirche ein sensibles Wahrnehmungsorgan für die Spiritualität in der Stadt benötigt, für die Themen und Rhythmen, für neue Lebensformen, Konflikte und intellektuelle Bewegungen, die in der Stadt oder in einem Stadtteil aufleben. Die evangelische Kirche muss nicht nur machen, sondern auch hören können, sie muss nicht nur gestalten, sondern auch hinschauen lernen. Es gehört zur Aufgabe jeder Stadtgemeinde, die in der Struktur einer Parochie liegenden Tendenzen zur Milieuverengung und Hochverbundenenkirche zu überwinden und in neuer Weise „Gemeinde in der Stadt“ sein zu können. Es gehört zu jeder citykirchlichen Arbeit, städtische Entwicklungen und Trends zu reflektieren und so aufzugreifen, dass sie in immer neuer Weise „Kirche in der Stadt“ sein kann. Diese Wahrnehmungskompetenz gehört zu den wichtigsten Investitionsaufgaben der Kirche und muss zu Konsequenzen für die Aus-, Fort- und Weiterbildung innerhalb der Kirche führen.

1.4. Kirche der Freiheit und der Verantwortung

Nach evangelischem Verständnis prägt die Kirche in der Tradition der Reformation eine doppelte Überzeugung:

Zuerst gestaltet sich die evangelische Kirche als eine Kirche der Freiheit. Basierend auf dem befreienden Wort des Evangeliums und in der glaubenden Aufnahme dieses befreienden Wortes in ihrem Tun und Lassen ist die evangelische Kirche eine Kirche des Wortes, die die Freiheit der Menschen gegenüber moralischen, wirtschaftlichen und sozialen Zwängen fundieren und stärken will. Die evangelische Kirche der Freiheit lädt ein in Räume der Begegnung mit Gott, sie bietet Anlässe, Orte und Gelegenheiten an, in denen auch religiös ungeübte und dem christlichen Glauben distanziert gegenüber stehende Menschen berührt werden können von der Wahrheit, der Schönheit und der Hoffnung des christlichen Glaubens. Sie sieht ihre kirchlichen Räume und sozialen Aktivitäten als anvertraute Möglichkeiten, diesen befreienden Glauben in überzeugender Weise erfahrbar werden zu lassen. Eine evangelische Kirche der Freiheit ist in diesem Sinne eine Kirche der Würdigung des anderen, auch des Fremden. Sie stellt nicht sich selbst als Institution in den Mittelpunkt des Glaubens, sie erschöpft sich auch nicht in der Betreuung der so genannten Hochverbundenen, sondern sieht sich auch geistlich als „Kirche für andere“ und lädt ein zum Glauben und zur Teilhabe an der Kirche. Sie achtet die Nahen und die Fernen, die Engagierten und die Distanzierten, die Neugierigen wie die Vertrauten gleichermaßen und versteht Gott als handelndes Subjekt in all ihren missionarischen Bemühungen. Eben deswegen gehört zu ihr auch die Offenheit für unterschiedliche Verbindlichkeitsstufen im Teilnahmeverhalten.

Zum anderen lässt die Begegnung mit Gott in Jesus Christus und das Eintauchen in den Glauben der Gemeinschaft nicht nur die Freiheit des Einzelnen wachsen, sondern korrespondiert auch mit einem Wachsen der Verantwortung für die Gemeinschaft. Wer von Gott berührt und vom Glauben erreicht wird, bleibt nicht bei sich stehen, sondern wird frei dazu, Teil der Gemeinschaft der Glaubenden zu sein und Verantwortung für den Nächsten zu übernehmen. Evangelische Freiheit ist nicht nur eine Freiheit von allem möglichen, sondern eine Freiheit zum Beten und Tun des Gerechten (Dietrich Bonhoeffer). Die Kirche der Freiheit tritt daher in der Stadt ein für einen sozialen Ausgleich und bemüht sich darum, dass alle Mitglieder der Stadtgesellschaft Anteil am Leben in der Stadt haben.

Mit dieser Konzentration ihrer Aktivitäten auf die doppelte Dimension der Freiheit verbindet die evangelische Kirche einen Aufbruch in die Stadt und eine bleibende Verbundenheit mit der Stadt. Die Wiederkehr ist getragen von der Überzeugung, dass eine unprofilierte Zuwendung der Kirche zur Stadt weder der Kirche noch der Stadt angemessen ist. Gerade ihr spezifischer geistlicher Beitrag ist der Dienst der evangelischen Kirche für die Lebensdienlichkeit der ganzen Stadt. Es liegt ein lang tradiertes Missverständnis in der Auffassung vor, dass eine Konzentration der evangelischen Kirche auf ihre spezifisch geistlichen Aufgaben eine Vergleichsgültigkeit der Weltverantwortung in sich trüge. Und ebenso ist es ein Irrtum anzunehmen, dass die Kirche nur dann menschnah und stadtheilend sei, wenn sie sich möglichst an die aktuellen Themen in Politik, Gesellschaft oder Kultur anpasst. Nur mit ihren besonderen Inhalten, ihren spezifischen Formen und Ritualen kann die Kirche der Freiheit erkennbar und überzeugend ihren Beitrag zur Kultur der Stadt leisten. Diese besondere Mitwirkung der evangelischen Kirche am Gesamtleben der Stadt kann mit der dreifachen Unterscheidung des Christentums in der modernen Welt deutlich gemacht werden, die auf D. Rössler zurückgeht⁴⁰. Das Christentum ist als öffentliches, als privates und als institutionelles Christentum präsent, wobei sich das öffentliche Christentum darstellt durch Kulturphänomene wie große Kirchenmusik, durch Zeitphänomene wie Kirchenjahr und Festtage, durch diakonisches Engagement, durch mediale Äußerungen von Vertretern der Kirche und öffentliche Diskussion. Das individuelle bzw. private Christentum konkretisiert sich in den Frömmigkeitsdimensionen, die in den Familien, am Krankenbett und im Altenheim, in den Gefängnissen und der persönlichen Glaubenspraxis gelebt werden. Und das institutionelle Christentum meint die verfasste Kirche einschließlich ihres Diakonischen Werkes, die in ihren Gemeinden und übergemeindlichen Angeboten die Versammlung der Glaubenden und die Verkündigung des Evangeliums gestaltet. Mit einem offensiven Zugehen der Kirche auf die Stadt ist eine Stärkung aller drei Gestaltungen des modernen Christentums verbunden. Dabei wird heute deutlicher zugestanden als noch vor einigen Jahren, dass die institutionelle Gestalt des Christentums eine unerlässliche Ergänzung für die Lebendigkeit und Verwurze-

40 Vgl. Dietrich Rössler, Grundriss der Praktischen Theologie, Berlin/New York 1986, S. 79ff.

lung des individuellen und des öffentlichen Christentums ist. Vor diesem Hintergrund meint die verstärkte Bedeutung der Kirche in der Stadt auch eine präzise, zeitgemäße Bestimmung der Aufgaben der Institution Kirche und ihrer Bedeutung für eine „menschengerechte Stadt“⁴¹

⁴¹ So der Titel der EKD-Denkschrift zum Thema Kirche und Stadt (s. o.: Anm. 5).

2. Der Auftrag der Kirche für die Stadt

Angesichts der erwartbaren Ressourcenentwicklung in der evangelischen Kirche werden notwendige Investitionen in neue Profilbildungen und Strategien nicht einfach zusätzlich zu Bestehendem gestaltet werden können. Die evangelische Kirche wird sich gerade in der Stadt konzentrieren müssen, wenn sie gegen den Trend wachsen will; sie muss weniger machen, um mehr zu erreichen.

Darum gehört eine notwendige Konzentration im Handeln der evangelischen Kirche zu den zentralen Einsichten der letzten Jahre. Doch worauf haben sich die Akteure in den Gemeinden und übergemeindlichen Diensten zu konzentrieren? Schon aufgrund der ökumenischen Situation in den Städten, die eine Vielfalt von christlichen Angeboten unterschiedlicher Frömmigkeitsstile bereithält, ist es wichtig, die Frage nach dem Alleinstellungsmerkmal der Evangelischen Landeskirchen zu reflektieren. Was ist ihr spezifisches Angebot?

Eine Verständigung über den Auftrag der evangelischen Kirche und ihre Kompetenzen ermöglicht es, genauer zu beschreiben, welche Orientierungen für diesen kritischen Prozess einer Konzentration der evangelischen Kirche in der Stadt vorliegen. Denn eine Antwort lässt sich theologisch verantwortlich nur aus dem spezifischen Auftrag der evangelischen Kirche selbst ableiten. Im Folgenden wird deshalb der Versuch gemacht, in Anknüpfung an die systematische Rede von dem dreifachen Amt bzw. dreifachen Beruf Jesu Christi die spezifischen Aufgaben der Kirche zu beschreiben. Damit soll der besondere Beitrag der Kirche für die Stadt aus dem Auftrag der Kirche und nicht aus den Interessen oder aktuellen Bedürfnissen der Stadt abgeleitet werden. Eine solche Übertragung theologischer Kategorien, die ursprünglich auf die Person Jesu Christi bezogen sind, auf das Wesen der Kirche und im weiteren auf das Handeln des institutionellen Christentums, ist anfällig für Missverständnisse. Sie soll hier als Deutungs- und Orientierungsrahmen für die Arbeit der Kirche in der Stadt genutzt werden und nicht als umfassende oder abschließende systematisch-theologische Begründung spezifischer Gemeindekonzepte. Zugleich aber verweist dieser Rückgriff auf die Ämterlehre Christi auf den Ursprung der Kirche selbst und setzt damit alles menschliche Planen und Handeln für eine Kirche in der Stadt ins rechte Verhältnis.

2.1. Das dreifache Amt Christi und der Auftrag der Kirche

Es gibt aus der Tradition der Kirche eine fruchtbare Unterscheidung zwischen verschiedenen Aspekten des Handelns Jesu Christi. Dabei wird unterschieden zwischen dem *priesterlichen*, dem *prophetischen* und dem *königlichen* Amt Jesu Christi, sowohl im „Status der Erniedrigung“, wie die Jahre des irdischen Lebens Jesu genannt wurden, als auch im „Status der Erhöhung“, wie das Leben des auferstandenen Christus genannt wurde. Ihren Ursprung hat diese Dreigliederung im Bild Moses, der in der Heiligen Schrift sowohl als Priester wie auch als Prophet und

König bezeichnet wurde.

Während diese dreifache Unterscheidung im Blick auf den irdischen Jesus zu entfalten versuchte, wie der eingeborene Sohn Gottes und ewige Weltkönig so unscheinbar und verborgen hatte wirken können, so versuchte sie im Blick auf den erhöhten Christus deutlich zu machen, wie der Glaube die unterschiedlichen Formen der Gegenwart des auferstandenen Christus in der Welt verstehen kann. Diese drei Präsenzformen des erhöhten Christus werden hier als Orientierung vorgeschlagen für die geistlichen Aufgaben, der die evangelische Kirche als „creatura verbi“ zu folgen und zu gehorchen hat. Eine Konzentration kirchlicher Arbeit muss diese drei Ämter Jesu Christi bezeugen und deutlich machen, dass die dreifache Gestalt der Gegenwart Jesu Christi auch in der modernen Welt Gültigkeit hat. Eine solche Orientierung steht zugleich dafür ein, dass die evangelische Kirche ihrem Auftrag nur dadurch gerecht werden kann, dass sie auch heute auf das eine Wort Gottes, Jesus Christus, hört, dem man im Leben und im Sterben vertrauen und gehorchen soll⁴².

In seinem *priesterlichen* Amt steht der auferstandene Jesus Christus dafür ein, dass die Glaubenden in seinem Heiligen Geist beheimat werden: er will, dass „allen Menschen geholfen wird und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Tim 2, 4), er schenkt Hoffnung und gibt Weisung und Orientierung. Die evangelische Kirche soll in der modernen Stadt ein überzeugender Ort für das Innehalten vor Gott sein. Jede Gottesdienstfeier in der Vielfalt ihrer Ausgestaltungen hat ihre wesentliche Aufgabe darin, den Raum der Gnade Gottes zu erschließen. Die Kirche nimmt das priesterliche Amt Christi ernst, indem sie die Menschen in das Licht der Barmherzigkeit Gottes stellt und sie so frei macht von allen falschen Göttern und falschen Verheißungen in dieser Welt.

Das priesterliche Amt Jesu Christi leitet die evangelische Kirche dazu an, dass sie ihre Kräfte auf gottesdienstliche Feiern in all ihrer Vielfalt konzentriert, die durch kompetente liturgische Gestaltung, durch überzeugende Gebetsprache, durch niveauvolle Kirchenmusik und durch achtsame Gestaltung der Kirchenräume gut von Gott reden. Die inhaltliche Ausfüllung der festlichen Zeiten als Rhythmisierung des Lebens und die Begleitung der Menschen an den Wendepunkten ihres Lebens sind die wichtigsten Arbeitsfelder des priesterlichen Amtes. Sorgsam vorbereitete und überzeugend gestaltete Gottesdienste sowie einladende Amtshandlungen sind gleichsam ihre Erkennungszeichen. Das kollegiale Gespräch über die Verkündigung, der visitierende Besuch des Gottesdienstes und die kritische Überprüfung des oft eingespielten geistlichen Tuns sind dringend notwendige Formen einer solchen konsequenten Aufmerksamkeit und zugleich eine schwierige Herausforderung. Das verbreitete „Schweigegebot“ in der Kirche, das eine geschwisterliche Beratung und kritische Einschätzung der Kompetenz und Ausstrahlungskraft gerade in den Kernvollzügen fast unmöglich macht, muss überwunden werden. Wenn die

42 „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“ (Barmer Theologische Erklärung 1934).

evangelische Kirche einladender und missionarisch überzeugender werden will, muss sie Formen erlernen, fair und konstruktiv über ihre geistliche Kompetenz und ihre spirituellen Grenzen zu sprechen. Nur eine lernende Kirche kann eine missionarische Kirche werden. Die liebevolle Feier des Gottesdienstes, das Eintreten für die rhythmisierende Kraft des christlichen Jahresfestkalenders, die geistlich sensible und wache Gestaltung der lebensbegleitenden Verkündigung in den Amtshandlungen sind für die Menschen in der Stadt die zentralen Kompetenzen der Evangelischen Kirche entsprechend dem priesterlichen Amt Jesu Christi. Diese Feststellung zielt auf eine Klärung und Bestärkung bei den Prioritäten, die die Haupt- und Ehrenamtlichen für sich setzen und muss eine entsprechende Ressourcenverteilung zu Folge haben.

Dem *prophetischen* Amt Jesu Christi zu entsprechen, heißt für die Kirche, auf die eigene Deutungskraft gegenüber einer Situation aus der biblisch-christlichen Tradition heraus zu achten. Biographische Geschichten, kulturelle Situationen, politische Fragen und gesellschaftliche Herausforderungen sollen in ein biblisch-theologisches Licht gestellt werden, das deutet, unterscheidet und heilt. Das prophetische Amt Jesu Christi hat eine anwaltliche Dimension, die sich gegen alle Formen der Selbstüberhöhung und Selbststilisierung wendet; es umfasst auch den Ruf zur Umkehr und zur Buße. Durch Erinnerung an theologische und ethische Einsichten der Tradition trägt das prophetische Amt Heilungsdimensionen des Glaubens in das Stadtgespräch hinein. Das prophetische Amt richtet sich zugleich gegen jede Form der Privatisierung und Entpolitisierung des Evangeliums, es wahrt den öffentlichen Anspruch des Evangeliums.

In den Kirchen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR ist die Erinnerung an das prophetische Amt der Kirche durch die Ereignisse des Herbstes 1989 besonders lebendig. Die Kirchen in den Städten (Dresden, Leipzig, Rostock) wurden zu zentralen Orten des Aufbruchs und der Erneuerung, auch durch charismatische Pfarrer, die den biblischen Text so in den gesellschaftlichen Kontext stellten, dass der Wille zur Veränderung auf bis dahin nicht geahnte Weise bestärkt wurde.

Das prophetische Amt ist der spezifische Auftrag, die geistlichen und theologischen Dimensionen im Leben einer säkular gewordenen Stadt zu erkennen und zu bedenken. Es gilt klug abzuwägen, zu welchem Thema die Kirche im Sinne ihres prophetischen Amtes etwas Spezifisches beizutragen hat; nicht jedes gesellschaftliche oder politische Problem hat notwendiger Weise eine prophetische Dimension. Aber es wird auch in Zukunft immer wieder nötig sein, das stadtöffentliche Bewusstsein zu erinnern an die Würde - also die Gottebenbildlichkeit - des Menschen, an die Humanität des Gemeinwesens, an die Solidarität mit den Schwachen und die „Gerechtigkeit, die ein Volk erhöht“.

Die evangelische Kirche wird daher als Kirche der Freiheit immer auch den öffentlichen Raum suchen und in Gestalt von Medienpräsenz, Bildungsakademien und in öffentlichen Gottesdiensten anlässlich von Alltagserfahrungen wie auch großem Unglück oder großem Glück ihre Stimme erheben. Den Diskurs im öffentlichen

Raum mit ihrer spezifischen Stimme mitzugestalten, ist ihr Anliegen und ihre Christenpflicht. Das Bezeugen des prophetischen Amtes Jesu Christi ist aber grundsätzlich dialogisch angelegt und richtet seinen Fokus auf die Frage nach einer Stadtkultur, die Gerechtigkeit und Beteiligung als gemeinsame Aufgabe aller Bürgerinnen und Bürger für eine Stadt versteht.

Zu den wichtigen Formen gehört deshalb neben der Bildungsarbeit der diakonisch-anwaltschaftliche Einsatz für die Menschen in der Stadt. Ob der Arme oder der Fremde, das wohlstandsverwahrloste Kind oder die um ihre Rechte betrogene Frau vor Augen tritt, das prophetische Amt Jesu Christi verpflichtet die Kirche, die Stimme zu erheben und gegen menschenunwürdige Zustände einzutreten. Dabei lebt diese Aufgabe nicht von der Vollständigkeit und Umfänglichkeit ihres Tuns, sondern von ihrer exemplarischen Rolle. Die Kirche in der Stadt muss nicht jeden Missstand selbst überwinden können, um die Stadt und ihre Bürgerinnen und Bürger zur Überwindung des Missstandes aufzurufen. Das prophetische Amt kann exemplarisch und situativ bezeugt werden, steht aber an dieser Stelle in einer besonderen Verbindung zum diakonischen Handeln der Kirche. Die städtische Spaltung in arm und reich kann von der Kirche nur exemplarisch bearbeitet werden. Aber die Kirche muss das Gemeinwesen fortwährend an einen gerechten Ausgleich erinnern. Die evangelische Kirche muss dabei nicht zwingend selbst Träger von sozialen Institutionen sein oder in Konkurrenz zu weltlichen Anbietern ihre Angebote dem Wirtschafts- und Marktzwang anpassen. Entscheidend ist, dass kirchliche Aktivitäten ihren Ursprung im Glauben sichtbar machen; ihr geistliches Profil als Basis ihres diakonisch-anwaltschaftlichen Engagements muss deutlich werden. In einer Gesellschaft, in der christliche Traditionsbestände immer weniger präsent sind, gehört es zu den unerlässlichen Aufgaben, die Herkunft der anwaltschaftlichen Aktivitäten im Glauben an den erhöhten Herrn sichtbar zu machen. So wird das diakonische Engagement der Kirche stärker als früher auch eine katechetische Dimension entwickeln.

Das *königliche Amt* Jesu Christi ist in der Tradition immer als Erinnerung daran ausgelegt worden, dass der auferstandene Christus auch außerhalb der Kirche, 'extra muros ecclesiae', gegenwärtig ist. Christi Herrschaft hört nicht an der Kirchentür auf, so wenig wie sie dort erst beginnt. Jesus Christus ruft auch andere Kräfte, Menschen und Ideen auf den Plan, um den Frieden zu stärken, die Versöhnung wachsen zu lassen und das Böse einzugrenzen. Von den Aussagen des Deuterocesaja über den „gesalbten Cyrus“ (vgl. Jesaja 44, 24ff) bis zu den Überlegungen des Theologen Dietrich Bonhoeffer über die Rolle der Religionslosen in der säkularen Welt hat die evangelische Theologie davon gewusst, dass Christus seine befreiende Herrschaft auch unter Fremden und Fernen, unter Nichtchristen und Andersglaubenden ausübt. Es ist daher der Grundsatz jeder Begegnung zwischen Christen und Nichtchristen, den anderen nicht als gottfern oder christusledig zu verstehen, sondern als Menschen, in dem der Auferstandene sein Antlitz spiegeln kann. Missionarisch formuliert geht es seit den Zeiten des Pietismus daher nicht darum,

Christus zu den Fernen und Fremden zu bringen, sondern es geht darum, ihn dort zu entdecken und zu bezeugen.

Der Glaube an das königliche Amt Jesu Christi setzt daher eine unbeirrbar Neugier frei auf den anderen, den Fremden, getragen von der Überzeugung, auch für den Fremden sei Christus gestorben und in seine Herrschaft eingesetzt worden. Diese unbeirrbar Neugier auf den anderen konkretisiert sich als Wendung der Kirche nach außen, als Lust zu einem einladenden missionarischen Handeln, und als Mut, vertraute Wege der Kirche und eingefahrene Gleise der Arbeit zu verlassen. Mission ist hier allerdings nicht mit der missverständlichen Vorstellung verbunden, man müsse nur den Namen Jesu nennen, dann wachse die Gemeinschaft der Glaubenden schon an. Mission ist hier der Aufbruch der Kirche selbst, ihre Bereitschaft, sich durch die Ausrichtung auf „den Anderen“ selbst verändern zu lassen. Mission in diesem Sinne ist aufsuchende Bewegung und die Bereitschaft, das feste Gehäuse der gewohnten Begegnungsformen zu verlassen, ausgehend von der Zuversicht, dass Christus der gegenwärtigen Gestalt von Kirche voraus und auch auf unbekanntem Wegen zu erkennen und zu finden sei.

Das königliche Amt Christi kann der evangelischen Kirche Berührungspunkte nehmen. Sie wendet sich mit ihrer Arbeit an die Armen und Einsamen ebenso wie an die Reichen und Mächtigen. Denn es gibt „den reichen Armen und den armen Reichen“ (Hubertus Halbfas). Es gehört zu den babylonischen Gefangenschaften der Kirche unserer Zeit, zu klein und zu ängstlich von diesem königlichen Amt Christi zu denken und ihn nur noch in den eigenen Reihen, in den etablierten Gemeinden und den hochverbundenen Gruppen zu vermuten. Mit der Erinnerung an das königliche Amt verbindet sich ein Aufbruch in die Welt, der die ganze evangelische Kirche und alle ihre Aktivitäten durchzieht. Ohne Mission, ohne den Wunsch, Christus auch außerhalb der Kirchenmauern zu entdecken, verkümmert die evangelische Kirche in sich selbst und schmälert die Erkenntnis der Gegenwart Christi in unserer modernen Welt. Die oft festzustellende „Milieuerengung“ der evangelischen Gemeinden wird dem weit reichenden königlichen Amt Jesus Christi nicht gerecht. Deswegen wird es eine der wichtigsten Aufgaben für die Kirche in der Stadt sein, ihre Kräfte besonders in Arbeitsformen und Initiativen zu lenken, die die klassischen kirchlichen Milieus überschreiten.

Mit der Orientierung an den drei Ämtern Christi und den daraus abgeleiteten Zielformulierungen - geistliche Verankerung, kompetente Anwaltschaft und missionarischer Aufbruch - hat die evangelische Kirche in der Stadt eine Grundorientierung, die sowohl ihr Spezifisches stärkt als auch eine Öffnung nach außen ermöglicht. In ihrem priesterlichen Amt wird die wiederkehrende Kirche ihre eigene geistliche Aufgabe und die Pflege des geistlichen Lebens ihrer Akteure in den Mittelpunkt stellen und ihr sichtbares, auf Teilnahme anderer gerichtetes geistliches Leben durch Niveau und Kompetenz auszeichnen; in ihrem prophetischen Amt wird sie die Menschen in der Stadt und ihre vielfältigen Lebenssituationen mit den Befreiungsgeschichten der Bibel zusammenführen und daraus Antrieb und Ideen

gewinnen für den Dialog und die diakonisch-anwaltschaftliche Arbeit; und in ihrem königlichen Amt wird sie ihre Aufmerksamkeit und Neugier für die Stadt durch das Vertrauen in die Gegenwart Christi stärken lassen und so ihre missionarische Ausstrahlungskraft neu entdecken.

Die orientierende Kraft aller drei Ämter führt dazu, dass die evangelische Kirche eine Doppelrolle einnimmt. Sie ist Teil der Stadt und zugleich ihr Gegenüber. Ihre Einbindung in die eigene Glaubenstradition befähigt und ermutigt sie, diese Spannung konstruktiv zum Wohle der Stadt zu gestalten.

2.2. Beteiligungsformen der evangelischen Kirche

Unternimmt man nun den Versuch, aus dieser dreifachen Grundorientierung Strategien zu entwickeln für eine zukünftige missionarische Gestaltung kirchlicher Arbeit in der Stadt, so wird man an keiner Stelle vergessen dürfen, dass die Ressourcen im Blick auf Mitglieder und Finanzen insgesamt weniger werden. Auch im Blick auf die Arbeit der Kirche in der Stadt ist somit eine Konzentration der Kräfte unerlässlich. Ein Aufbruch der Kirche in der Stadt wird ohne Loslassen von überkommenen Aufgaben und Strukturen nicht gelingen können; nur eine Konzentration erlaubt die Hoffnung auf eine Stärkung der Kirche in der Stadt.

Die Orientierungen, die wir aus den drei Ämtern gewonnen haben, werden sich für alle Angebots- bzw. Beteiligungsformen der Kirche in der Stadt, die sich im Laufe der letzten Jahre und Jahrzehnte entwickelt haben, kreativ und stärkend auswirken. Diese typisierten Angebots- bzw. Beteiligungsformen kommen niemals ungetrennt und unvermischt vor, sie überlappen sich in fast allen kirchlichen Handlungsfeldern und stärken sich gegenseitig. Sie zu unterscheiden, dient aber der Klarheit für alle Strategie- und Maßnahmendefinitionen. Der Unterscheidung von priesterlichem, prophetischem und königlichem Amt entspricht eine innere Konzentration, die in allen Arbeitsbereichen nötig ist – seien sie eher von parochialen, von netzwerkartigen oder von situativen Angebots- und Beteiligungsformen geprägt. Diese drei gleich legitimen Grundgestalten des Gemeindeaufbaus bieten jeweils spezifische Möglichkeiten von Kontakt und Beheimatung und haben je eigene missionarische Chancen. Sie übernehmen faktisch einen stellvertretenden Dienst füreinander und spiegeln in ihrem Zusammenhalt die Einheit des gegenwärtigen Handelns Jesu Christi.

2.2.1. Die parochiale Beteiligungsform – Kirche im Quartier

Das priesterliche, prophetische und königliche Amt der Kirche entfaltet sich in einer am Quartier orientierten parochialen Arbeit in besonderer lokaler und situativer Nähe zu den Menschen. Durch verlässliche und anspruchsvolle Feier der Gottesdienste, Amtshandlungen und Sakramente und die mit der Geschichte eines Stadtviertels wachsenden personalen Beziehungen in der Gemeinde wird die

gemeinschaftsstiftende Kraft des Evangeliums stark gemacht und treten die Lebenssituationen, die öffentlicher Anwaltschaft bedürfen, sehr konkret vor Augen. Dabei wird man allerdings nicht leugnen können, dass es erhebliche Veränderungen im Blick auf die konkrete Gestaltung dieser lokalen Nähe zu den Menschen gibt. War es besonders in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts eine Grundüberzeugung der evangelischen Kirche, durch kleinteilige Parochialstrukturen die Nähe zu den Menschen aufrecht zu erhalten⁴³, so wird heute viel stärker die quartiersorientierte Stadt(teil)gemeinde als Gestaltungsraum wahrgenommen. Nicht nur die Stadt hat ein „Image“, auch Stadtteile haben ihr Eigenleben. Das Quartier als relativ unscharfer Begriff für ein Zugehörigkeitsgefühl innerhalb eines großen Stadtgebietes ist sehr viel stärker als früher die Orientierungsgröße, an der sich kirchliche Arbeit ausrichten muss. Es gehört zu den problematischen Erbschaften aus finanziell besseren Zeiten, dass viele Parochien die gemeinsame Aufgabe für ein Quartier, für einen Stadtteil oder für einen Gestaltungsraum aus den Augen verloren haben. Die durch die Ressourcenknappheit ausgelöste Regionalisierung mit Fusionen und Zusammenlegungen muss vor diesem Hintergrund auch als ein Schritt ins Freie betrachtet werden. Die Zusammenarbeit der einzelnen Kirchengemeinden, die Stärkung des Ensemblegedankens und die Steigerung des Teamgeistes unter den Mitarbeitenden der Kirche – auch zwischen Kirche und diakonischen Einrichtungen – werden im Blick auf ein Quartier oder einen Stadtteil immer wichtiger. Die Koordination von Angeboten und die Entwicklung von profilierten Gemeinden für ein Quartier sind positive Effekte eines zunehmenden Sparzwanges.

Die Quartierswahrnehmung weiter zu stärken, dabei die Besonderheiten eines Stadtteils in den Blick zu bekommen und schließlich geeignete kirchliche Konzentrationsprozesse und Angebotsformen zu gestalten, ist ein komplexer Prozess, der spezifische Steuerungsformen und Führungskompetenzen auf den verschiedenen Ebenen verlangt. Denn in der Regel hat jeder Stadtteil seine eigene Identität, eigene Probleme und Herausforderungen. Die Segmentierung der Quartiere innerhalb eines Stadtgebietes fordert dazu heraus, passgenaue kirchliche Angebote zu entwickeln. Zudem verändern Stadtentwicklungsprozesse teilweise in wenigen Jahren den Charakter eines Quartiers. Kirchliche Konzepte müssen mit diesen Veränderungen Schritt halten und offensiv auf veränderte Bedingungen reagieren. Neben einer Citykirchenarbeit, die im Stadtzentrum besondere Ausstrahlungspunkte aufbaut, muss damit die Frage nach einer spezifischen Quartiers- und Stadtteilarbeit der parochialen Kirchen verstärkt beantwortet werden. Eine verantwortliche Kirche in der Stadt muss einerseits ausstrahlungsstarke Citykirchenarbeit im Stadtzentrum aufbauen und andererseits in den Stadtteilgemeinden ein Quartiersbewusstsein entwickeln, das die unterschiedlichen kirchlichen Angebote koordiniert und mit unterschiedlichen Profilen ausstattet.

43 Hugo Schnell, Die überschaubare Gemeinde, Berlin-Hamburg 1994²

Neu auszuloten ist die Frage, welche Chancen Stadtteilkirchen für das Quartiersgefühl haben können, wenn sie nicht nur als Identifikationspunkt für eine in der Regel schon aus demographischen Gründen immer kleiner werdende Gruppe von Gemeindemitgliedern wirken, sondern auch als Symbolräume für spezifische Themen des Quartiers. An den zum Teil sehr zahlreichen Kirchen innerhalb eines Quartiers können neben einer parochial orientierten Zentralkirche Profilkirchen entwickelt werden, die als herausgehobenes Bildungszentrum, als Jugendkirche oder als Zentrum der Stadtmissionen in die Stadt Ausstrahlung entwickeln und auf je eigene Weise Elemente des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Jesu Christi neu mit Leben füllen. Eine evangelische Kirche, die sich mit unterschiedlichen, aber koordinierten Profilkirchen als „Inseln gelingender Kirchlichkeit“ den Menschen einer Region zuwendet, wird erhebliche Ausstrahlungskraft entfalten können. Dabei könnte die Entwicklung von spezifischen Profilen für ein Quartier eine entscheidende Chance zur Zukunftssicherung vieler Stadtteilkirchen sein. Nach der erfolgreichen Entwicklung einer Kirche für die (Innen-) Stadt, die sich auf das ganze städtische Gemeinwesen in ihrer Arbeit bezieht, gilt es, die Chancen der Kirchen im Quartier verstärkt in den Blick zu nehmen.

Konsequent zu Ende gedacht ist, eine „Kirche im Quartier“ ein Angebotsensemble von einigen Kirchen in einem städtischen Gestaltungsraum, das koordiniert wird von einem gemeinsamen Verantwortungsträger. Diese Steuerungsebene gestaltet nicht nur die inhaltlichen Angebote und koordiniert die Vielfalt der Profilkirchen, sondern sie könnte auch als gemeinsamer Anstellungsträger, Gebäudemanager und Ressourcenmanager die Flexibilität der Strukturen erhöhen. Quartierspfarrämter sind teamorientierter gestaltbar und gabenorientierter einsetzbar als Gemeindepfarrämter.

Vor diesem Hintergrund ist die Frage nach der zukünftigen Rolle und Aufgabe eines städtischen Kirchenkreises (Dekanats) bzw. einer quartiersbezogenen Leitungsinstanz zu klären. In welcher Größenordnung sind die quartiersbezogenen Organisationsformen angemessen und sinnvoll und wie wird das Verhältnis zur nächst größeren Ebenen definiert? Noch gibt es in vielen Landeskirchen komplizierte Vorgaben für die organisatorische und rechtliche Verfassung dieser Regionen, die eine effiziente und teamorientierte Arbeit erschweren und die Übernahme von Verantwortung über die definierten Gemeindegrenzen hinweg fast unmöglich machen. Hier müssen rechtliche Voraussetzungen geschaffen und organisatorische Hilfen angeboten werden, um wirkungsvolle Arbeitsmöglichkeiten in diesen Gestaltungsräumen zu ermöglichen. Zugleich muss dabei die Suche nach einer jeweils optimalen Größe eines städtischen Kirchenkreises (Dekanats) im Blick bleiben. In der Regel umfasst ein städtischer Kirchenkreis (Dekanat) mehrere Quartiere, deren Arbeit auch sinnvoll aufeinander bezogen werden kann. Aber nicht wenige Kirchenkreise (Dekanate) sind zu groß, um wirklich gezielte Quartierspolitik machen zu können.

Als Richtwert, der natürlich den jeweils spezifisch regionalen Bedingungen ange-

passt werden muss, erscheint ein Kirchenkreis mit einer Synode, geistlicher Leitung und zentraler Personal- und Finanzbewirtschaftung für Großstädte mit bis zu 250.000 Einwohnern (Karlsruhe, Aachen, Magdeburg, Kiel) sinnvoll. Die Kenntnis und Gestaltung der konkreten, profilierten Angebote im Quartier durch eine in Regionen organisierte Kirche und die gesamtstädtische Perspektive können in diesem Größenverhältnis noch gegenseitig fruchtbar gemacht werden. In größeren Städten erfordert dagegen die Steuerung des Verhältnisses von Stadtmitte und Peripherie besondere, institutionalisierte Formen der Kooperationen mehrerer Kirchenkreise oder Dekanate.

2.2.2. Netzwerkartige Gemeindebildungen

Das priesterliche, prophetische und königliche Amt der Kirche entfaltet sich bei netzwerkartigen Gemeindebildungen im gesamtstädtischen Raum. Aufgrund von Citykirchenarbeit an Innenstadtkirchen und zielgruppenbezogenen kirchlichen Arbeitsformen haben sich in den letzten Jahrzehnten die Beheimatungsformen in der Kirche in der Stadt nicht ausschließlich parochial oder quartiersorientiert entwickelt, sondern auch in gesamtstädtischen Zusammenhängen. Es entstehen netzwerkartige Gemeinden, die sich über bestimmte inhaltliche Profile definieren und die Mobilität der Stadt in eine Flexibilität der Gemeindewahl umsetzen. Die Menschen folgen einem bestimmten Prediger / einer bestimmten Predigerin, einem besonderen Frömmigkeitstyp, sie suchen ein spezifisches kirchenmusikalisches Angebot oder inhaltliche Schwerpunkte und finden somit unabhängig vom Wohnort ihre Heimat in einer Gemeinde. Wachsende Personalgemeinden durch Umgemeindungen in den Städten spiegeln die Mobilität und Wahlfreiheit von Teilen der städtischen Bevölkerung. Die bewusste Wahl für eine andere als die Wohnortgemeinde macht die Zugehörigkeit zur Gemeinde in der Regel verbindlicher. Die Bindungskräfte einer Profil- oder Richtungsgemeinde sind erheblich. Eine profilierte Ausstrahlung weit über ein Quartier hinaus erreichen heute aber keineswegs nur die großen Innenstadtkirchen, sondern längst auch einzelne Stadtteilkirchen, die einen überregional „guten Ruf“ für einen bestimmten Bereich haben. Dabei kann diese stadtweite Ausstrahlung inhaltlich in sehr großer Vielfalt entwickelt werden. Von moderner Kirchenmusik bis zum evangelikalen Frömmigkeitsprofil, von der Jugendkirche bis zur Stadtmissionsgemeinde lässt sich eine Vielzahl von legitimen evangelischen Profilen denken, die alle über ihr jeweiliges Quartier hinaus wirken. Profil- oder Richtungsgemeinden sind ein bewährtes kirchliches Handlungsinstrument; in Form so genannter Anstaltsgemeinden hat die evangelische Kirche immer gewusst, dass besondere Lebens- oder Arbeitsituationen auch besondere Gemeindeformen verdienen. Und nicht wenige dieser Anstaltsgemeinden haben eine stadtweite Ausstrahlung entwickelt. Zu Recht betonen manche Stadtakademien und diakonische Institutionen die Tatsache, dass auch sie gemeindebildend wirksam sind und eine besondere Form der Profildgemeinde um

sich sammeln. In diesem Sinne sind solche modernen, netzwerkartig verfassten Gemeinden eine Fortsetzung von Anstaltsgemeindearbeit im modernen Stadtkontext.

Netzwerkgemeinden sind ein besonders geeignetes Mittel für die Kirche in der Stadt, um ihre Mitarbeit an der Identität der Stadt sichtbar zu machen. Indem diese Gemeinden bestimmte Themen und Fragen verlässlich bearbeiten und Räume der Begegnung für die Herausforderungen der Stadt anbieten, arbeiten sie an der Stadtseele und ihrer Heilung. Denn jedes überzeugende Profil hat zugleich ein allgemeines Kommunikations- und Verpflichtungspotenzial, das auch die Stadt in ihren Wertsetzungen prägen und mobilisieren kann. Die Citykirchenarbeit hat hier in den letzten zwanzig Jahren viele überzeugende Formen entwickelt.

Netzwerkartige Gemeindebildungen werden quartiersorientierte Angebote nicht verdrängen. Es sind moderne Beheimatungs- und Beteiligungsangebote, die ein spezifisches Profil einer Stadt(teil)kirche mit der Sammlung einer bestimmten Zielgruppe verbinden. Natürlich gibt es zwischen Quartiersgemeinden und Profilgemeinden auch einen gewissen Wettbewerb, der sich teilweise in der Zahl der Umgemeindungen niederschlägt. Profil- und Richtungsgemeinden mit ihrer Netzwerk-Gemeindebildung entzünden so etwas wie einen gestalteten Wettbewerb unter den Gemeinden und verstärken damit zugleich die Suche nach der je eigenen gemeindlichen Identität. Ein solches Element des Wettbewerbs ist aber auch als Chance zu verstehen, die Mitgliederinteressen wahrzunehmen und angemessen aufzunehmen. Allerdings dürften in der Regel die großen Innenstadtkirchen und die herausragenden Quartierskirchen von diesen Umgemeindungen bzw. netzwerkartigen Personalgemeinden profitieren, und nicht alle Quartierskirchen dürften aufgrund ihrer Gebäude, ihrer Ausstattung oder ihres Umfeldes die gleichen Chancen haben, überregionale Ausstrahlung zu entwickeln. Hier ist eine Steuerung notwendig, die ein gesamtstädtisches Konzept der kirchlichen Angebotsstruktur voraussetzt. So bereichernd eine „Wettbewerbssituation“ für die Ausbildung von Profilgemeinden sein kann, so braucht es dennoch eine gesamtstädtische Perspektive, die die wohnortnahen, quartiersbezogenen Angebote und die übergreifenden Netzwerke wechselseitig aufeinander bezieht. Hier sind die leitenden Personen und Gremien gefordert, um ein abgewogenes Konzept zu entwickeln, das unterschiedliche städtische Milieus genauso beachtet wie die Bildungsverantwortung der Kirche und ihren diakonischen Auftrag. Eine in der Gesamtverantwortung der Kirche stehende Steuerung der Prozesse und eine breite Beteiligung für diese Konzeptentwicklung sind notwendig. Diese profilorientierten Angebotskirchen sind eine der wichtigsten kirchlichen Zukunftsaufgaben. Denn auf diese Weise kann die evangelische Kirche die parochiale Präsenz verknüpfen mit einem differenzierten Angebot, das angesichts der unterschiedlichen Milieu- und Lebensstilformen von Menschen in der Stadt unerlässlich ist.

2.2.3. Situativ-missionarische Gemeindegarbeit

Das priesterliche, prophetische und königliche Amt der Kirche entfaltet sich bei einer situativ-missionarischen Gemeindegarbeit vor allem in den Angeboten einer „Kirche bei Gelegenheit“ (Michael Nüchtern) und in den auf „Passantenreligiosität“ bezogenen Angeboten. Innenstadtkirchen in größeren Städten, aber auch Stadtteilkirchen mit weiterer Ausstrahlung oder kirchliche Räume wie Kirchencafés und -läden öffnen ihre Türen und bieten Raum für Touristen und Gelegenheitsbesucher an. Es sind Menschen, die tagsüber in der Stadt arbeiten und mit Frühandachten oder After-work-Gottesdiensten angesprochen werden, es sind Millionen Städtetouristen, die historische Stadtkirchen besuchen oder Stadtbewohner, die zu Anlässen im säkularen Festkalender einer Stadt die Kirchen aufsuchen. Die Innenstadtkirchen in Großstädten entwickeln dafür außerordentlich einfallreiche Angebote: Ob durch Gottesdienste in herausgehobenen Situationen der Stadt (bei einer großen Erschütterung wie in Erfurt 2002 oder in großer Dankbarkeit wie zur Eröffnung der Fußball-WM 2006), ob durch innovative Bildungs- (Kirchenpädagogik) und Beratungsangebote (Kirchencafés) oder durch originelle Veranstaltungsformen (z.B. nächtliche Kirchenführung) – immer geht es darum, mit Menschen an besonderen Orten die Wahrheit und Schönheit, das Aufschlussreiche und Tröstliche des Glaubens zu entdecken.

In diesen Zusammenhang gehört auch die besondere Bedeutung der Kirchenmusik. Über musikalische Angebote können Zielgruppen von der Kirche erreicht werden, die von anderen kirchlichen Angeboten kaum angesprochen werden. Mit der großen Anzahl herausragender Konzerte in Kirchen werden mehr Menschen erreicht als bei jeder denkbaren Missionsveranstaltung. Die Kantoreien, Gospelchöre und Posaunenchöre haben inzwischen immer mehr Mitglieder, die nicht kirchlich sozialisiert sind. Das ist bei der Berliner Domkantorei nicht anders als beim Chor der Dresdner Frauenkirche. Über das aktive musikalische Gestalten wächst auch das Interesse an der Botschaft. Man möchte verstehen, was man singt. Hier liegen Anknüpfungspunkte, die genutzt werden können.

Besonders in betont säkularem Kontext sind kirchenmusikalische Angebote eine missionarische Chance. In den sächsischen Knabenchören, Thomanerchor Leipzig und Kreuzchor Dresden, werden immer mehr Kinder Chormitglieder, deren Familien keiner Kirche angehören. Die Chorsänger und ihre Eltern kommen über den Chor zum ersten Mal mit der Kirche und ihrer Verkündigung in Kontakt, mit dem Ergebnis, dass sich jedes Jahr zahlreiche Chormitglieder taufen lassen. Durch das regelmäßige Singen der großen Werke evangelischer Kirchenmusik ergibt sich zudem fast zwangsläufig eine Auseinandersetzung mit zentralen Inhalten des christlichen Glaubens.

Die Kirchenmusik ist für die evangelische Kirche ein Charakteristikum, das seit Martin Luther als kulturelle Ausdrucksform des Glaubens Menschen berührt und bewegt hat. Die Chancen, die Kirchenmusik für die missionarische Ausstrahlung der

Kirche gerade in zunehmend konfessionslosen Milieus bietet, können kaum überschätzt werden.

Die situative Arbeit ist eine Art missionarisches Experimentierfeld, in dem neue Formen eines möglichen Erstkontaktes zur evangelischen Kirche ausprobiert werden können. Mit neuen Angeboten und ungewohnten Gestaltungsformen schafft diese Arbeit Begegnungsorte für jene Menschen, die von Haus aus nicht mehr oder noch nicht Kontakt mit dem christlichen Glauben und der evangelischen Kirche hatten. Situative Stadtkirchenarbeit birgt die Chance eines gewinnenden Erstkontaktes mit der evangelischen Kirche; zu dieser Arbeitsform gehören die Kirchenpädagogik genauso wie die Kirchencafés und Wiedereintrittsstellen an zentralen Innenstadtkirchen, Informations- und Beratungsstellen genauso wie die Entwicklung eines evangelischen Erwachsenenkatechumenats.

Inhaltlich sind situative, projektorientierte Angebote geeignete Instrumente, um in der Stadt Grundthemen des christlichen Glaubens zur Sprache zu bringen. Das Verlassen von vertrauten Gemeindeformen und -angeboten hat auch einen räumlichen Aspekt und findet seinen vielleicht stärksten Ausdruck darin, dass zunehmend an städtischen Transitorten kirchliche Angebote gemacht werden. Dem mobilen Menschen werden Einkehrräume angeboten, die eine religiöse Erfahrung ermöglichen (Autobahn-, Flughafen- und Stadionkapellen). Innerstädtisch zeigt sich eine weitere Variante darin, dass die Kirche andere Orte (Museen, öffentliche Plätze, Bürogebäude) aufsucht und in ungewohnter Umgebung den christlichen Glauben ins Gespräch bringt.

Besonders eindrücklich aber bleibt diese situativ-missionarische Gemeindearbeit in den Angeboten, die an der Heilung der Seele der Stadt mitwirken (große Trauerfeiern zum Abschied bekannter Menschen; offene Diskussionen zu aktuellen Themen; exemplarische Thematisierung der Probleme einer Stadt). Die in die Stadt wiederkehrende Kirche hat hier ein Instrument der Vergegenwärtigung ihrer Themen, die qualitäts- und stilsicher den „Kairos“ einer Stadtsituation aufnehmen kann.

In diesem Bereich liegt noch erhebliches Innovationspotenzial. Neue Handlungsfelder und neue Beteiligungsformen können erschlossen, ungewöhnliche Angebotsformen ausprobiert werden. Stadtkirchentage, Bibelfeste, Gottesdienste und Kulturveranstaltungen zu ungewöhnlichen Zeiten und an anderen Orten, aber auch neue Konzeptionen in zu Gemeindezentren umgebauten Kirchen sind Versuche, neue Lebensformen der evangelischen Kirche zu schaffen und verdienen die Unterstützung der Gesamtkirche. Auch kann die Gemeinschaft der Stadtkirchen von sich aus Themen und Tage besetzen, die in neuen Formen an zentrale Themen des Glaubens erinnern. Nicht nur das Wiedererstarben von Symboltagen wie Reformationstag, Buß- und Betttag und die Adventszeit bieten neue Möglichkeiten der Begegnung mit dem christlichen Glauben, sondern auch das Aufgreifen des städtischen Fest- und Feierkalenders eröffnet Chancen: besondere Ausstellungen in der Stadt, Neuerscheinungen interessanter oder umstrittener Kinofilme, große

Ereignisse wie Stadtfeste oder Lichtinszenierungen können – in geeigneter Form kirchlich aufgenommen – Menschen neugierig machen auf die christliche Tradition. Wichtig in all der Kreativität bleibt allerdings, dass in allem das Profil des evangelischen Glaubens erkennbar bleiben muss. Es geht um eine kreative Anknüpfung der glaubensverkündenden Angebote der evangelischen Kirche an die Lebensbezüge der Menschen heute.

Mit kreativen und innovativen Formaten arbeiten die situativen Angebote für das „Image der Gesamtkirche“ in der Stadt. Für viele Menschen in der Stadt bieten sie eine Möglichkeit, sich der Kirche zu nähern. Gegenüber einer rein medial vermittelten Anteilnahme an der evangelischen Kirche bieten diese Angebotsformen Schritte zu einer konkreten, leiblichen und sakramentalen Erfahrung von Glaubensräumen. So können diese Angebote verweisen auf einen höheren Grad der Verbindlichkeit in den Profil- und/oder Quartiersgemeinden. Die situativen Gemeinden, in denen Menschen Kontakt mit dem christlichen Glauben in den unterschiedlichsten Anschauungsformen bekommen können, wirken in ihrer Arbeitsweise stellvertretend für die beiden anderen Gemeindeformen und brauchen entsprechende Ressourcenausstattung durch die Gesamtkirche.

Eine Herausforderung bleibt es dabei für die evangelische Kirche, den hohen Prozentsatz derer zu würdigen, die zur Kirche gehören und diese auch finanzieren wollen, aber sich nicht in den gängigen Formen der Vergemeinschaftung einfinden. Die im kirchlichen Denken so selbstverständliche Idee, der Glaube an Jesus Christus ziehe die Sehnsucht nach verbindlicher Gemeinschaft nach sich, darf nicht dazu führen, die Art dieser Gemeinschaft in einer einzigen Gemeindeform allgemeingültig definieren zu wollen. Hier werden sich neue Sozialformen ganz unterschiedlicher Dauer und Verbindlichkeit entwickeln, die den neuen urbanen Milieus und Verhaltensweisen entsprechen. Die Zahl der Menschen, die dem Vereinscharakter der evangelischen Kirche nichts abgewinnen können, sich aber in ihrem eigenen Umfeld intensiv mit Glaubensfragen auseinandersetzen und sich bewusst als Christen verstehen, ist erheblich und wird es auch in Zukunft bleiben. Für die Wiederkehr der evangelischen Kirche in der Stadt bedeutet das, unterschiedliche Wege der Auseinandersetzung mit dem Glauben im Blick zu haben und sie in ihr Konzept einzubinden. Dazu gehören die Gemeinschaften in der Landeskirche und Gemeindegründungen durch die Stadtmission genauso wie die Freiheit, mit lutherischem Berufsethos seinen christlichen Glauben am Arbeitsplatz zu leben, ohne eine verbindliche Mitarbeit in einer Ortsgemeinde zu suchen.

Eine besondere Herausforderung für die evangelische Kirche bedeutet die erneute Kontaktaufnahme zu den vielen Getauften, die ihre Kirchenmitgliedschaft aufgekündigt haben und ausgetreten sind. Hier bedarf es einer Modifikation des weithin herrschenden Verständnisses, dass es auf die Kirchenmitgliedschaft eigentlich nicht ankomme. Nach Auflösung überkommener Bindungen muss eine neue Identifikation mit dem christlichen Glauben auch in seiner institutionellen Gestalt gefördert werden. Eine erste Antwort auf diese Herausforderung waren die

Wiedereintrittsstellen.

Darüber hinaus ist durch die große Zahl von Menschen ohne jegliche konfessionelle Bindung und Erfahrung eine völlig neue Situation entstanden, in der neue Formen zum Kennenlernen des christlichen Glaubens und der Einladung zur Taufe entwickelt werden müssen. Die nicht mehr vorhandene quasi vererbte Zugehörigkeit zur Kirche nötigt uns, zentrale Inhalte des christlichen Glaubens und seines Welt- und Menschenbildes explizit in der Stadtkultur zu verdeutlichen und auf neue Weise zum christlichen Glauben hinzuführen.

3. Gestaltungsaufgaben für eine Wiederkehr der Kirche in die Stadt

3.1. Wandel der Parochie

Mit der klassischen Parochie wurde das dörfliche Modell von Kirche in den Kontext der Stadt transportiert: Kirche und Pfarrhaus und das dazukommende Gemeindehaus repräsentieren zusammen mit dem Pfarrer die örtlich verfasste Kirche als überschaubare Gemeinde. Die Stärke dieser Struktur ist die Verwurzelung im Nahbereich. Auf diese Stärke setzte die Kirche mit den zahlreichen Kirchengebäuden und Gemeindehäusern, die nach dem zweiten Weltkrieg errichtet wurden. Das wirtschaftliche Wachstum stellte dazu über Jahre in Form steigender Kirchensteuern die nötigen Finanzmittel zur Verfügung.

Schon Ernst Lange hat darauf hingewiesen, dass die Stärke der Parochie zugleich ihre Schwäche ist⁴⁴: „Der progressive und sich beschleunigende Prozess gesellschaftlicher Mobilisierung, Spezialisierung und Konzentration hat die klassische Anpassungsleistung der Kirche an die stabile vorindustrielle Gesellschaft, die Parochie mit ihren Institutionen, problematisch und überholungsbedürftig gemacht“. Lange will zwar nicht von einem „Funktionsverlust“, sondern von einem „Funktionswandel“ sprechen, aber er diagnostiziert insgesamt: „Wesentliche Lebensfunktionen des einzelnen und der Gesellschaft... liegen völlig außerhalb der Reichweite der alten ortsgemeindlichen Institutionen und Wirkweisen“. Speziell für die Stadt bedeutet das: Städter leben – mit Ausnahme der ganz Kleinen und ganz Alten – in vielfältigen Bezügen, die nicht im unmittelbaren Wohnumfeld aufgehen. Sie sind in ihrem alltäglichen Leben schon allein räumlich verschieden orientiert. Die unterschiedlichen Lebensvollzüge finden an zahlreichen Orten statt. Menschen suchen sich je nach Anlass und Ziel ihre Bezugspunkte und Orte.

Für Kirche in der Stadt ist damit seit geraumer Zeit die Frage aufgeworfen, welche strukturellen Konsequenzen aus diesen Veränderungen zu ziehen sind. Die Parochie wird ergänzt durch milieubezogene kirchliche Spezialdienste, z.B. für bestimmte Berufsgruppen oder an spezifischen Lebensorten (Kirchlicher Messedienst, Kirche in der Arbeitswelt) sowie durch Anlaufstellen der citykirchlichen Arbeit. Die Parochie bleibt ein wesentliches Angebot der Beheimatung. Sie kann aber in ihrer jetzigen Gestalt und Funktion nicht allein und unverändert bestehen bleiben, wenn die Kirche ihre Aufgabe in der Stadt erfüllen will.

3.2. Entwicklung eines kirchlichen Handlungsplanes für die ganze Stadt

Alle Angebots- und Arbeitsformen einer in die Stadt wiederkehrenden evangelischen Kirche haben glaubenstärkendes, gemeinschaftsstiftendes und finanzielles

⁴⁴ Ernst Lange, Ein anderes Gemeindebild. Erwägungen zum Problem "Kirche und Gesellschaft", in: ders.: Kirche für die Welt. Aufsätze zur Theorie kirchlichen Handelns (hg. von Rüdiger Scholz), München 1981, S. 183f.

Potenzial. Sie arbeiten stellvertretend füreinander unterschiedliche Gestaltungsformen der evangelischen Kirche aus und sind nicht selten als drei Aspekte der Gemeindegemeinschaft in einer Stadtkirche zu finden. Die drei Formen des Gemeindeaufbaues unterstützen sich gegenseitig: die äußere Verbindlichkeit in der quartiersbezogenen und der profilbezogenen Arbeit ist markant größer als in der situativen Arbeit, dort aber werden Menschen neu angesprochen und können Erfahrungen innerer Beheimatung machen. Die profilgemeindebezogene Arbeit kann eine Zielgruppengenauigkeit herstellen und Menschen über ein gemeinsames Anliegen oder einen gemeinsamen Lebensstil zusammenführen, die die quartiers- und situative Arbeit nicht zu erreichen vermag; und die quartierbezogene Arbeit stärkt die Glaubensentwicklung durch Vertrautheit und Verlässlichkeit und eine sozialräumlich zusammengehaltene Pluralität, wie es die beiden anderen Formen nicht vermögen. Zwischen den drei Formen der Gemeindegemeinschaft besteht daher keine Hierarchie. Die Stärken und Chancen der jeweiligen Formen müssen im kirchlichen Selbstverständnis stärker als bisher in den Mittelpunkt gestellt und in ein positives Verhältnis zueinander gebracht werden.

Voraussetzung für eine solche Verhältnisbestimmung ist allerdings ein Handlungskonzept kirchlicher Präsenz in der Stadt. Die genaue Wahrnehmung der städtischen Situation aus den unterschiedlichsten Perspektiven (Quartier, Zentrum, Peripherie, Gesamtstadt) mit Hilfe statistischer Materialien und qualitativer Befragung ist eine Grundlegung für die Erarbeitung eines solchen Konzeptes. Stadtentwicklungsplanungen müssen genauso berücksichtigt werden wie demographische Perspektiven und ökumenische Partnerschaften, Veränderungen spezifischer Stadtteilmilieus genauso wie die mentalen Stadtpläne und Identifikationen von Quartiersbewohnern. Diese konzeptionelle Gesamtschau muss ebenfalls alle diakonischen Einrichtungen einer Stadt in den Blick nehmen. Auch an dieser Stelle wird sicher vieles auf den Prüfstand gestellt werden müssen. Diakonisches Engagement muss zunehmend integraler Bestandteil der hier skizzierten Gemeindeformen werden. Deshalb gehört zur Konzentration der Kräfte auch die enge Verbindung gemeindlicher Aktivitäten – seien es liturgische Formen oder Bildungsangebote – mit diakonischen Einrichtungen. Die beschriebene Vielfalt gemeindlicher Formen bietet die verschiedensten Anknüpfungspunkte für das diakonische Handeln der Kirche. Verlässliche Partnerschaft mit quartier- vor allem aber auch netzwerkartigen Profilmgemeinden muss deshalb ein Ziel für jedes diakonische Handeln sein.

Zu den zweifellos schwersten Aufgaben der nächsten Jahre gehört die Auswahl von Kirchengebäuden und Gemeinden, die für die evangelische Kirche in einer Stadt langfristig stabilisiert und inhaltlich weiterentwickelt werden sollen. Angesichts der oben entfalten Überlegungen besteht ein überproportional großer Veränderungsbedarf bei den lokal begrenzten, rein parochial organisierten Gemeindeformen in der Stadt. Es braucht Kompetenz und Leitungskraft, eine städtische Landkarte „kirchlicher Orte mit Zukunft“ zu entwerfen und ihre Realisierung

voran zu treiben. Die Alternative allerdings, dass zufällige Pfarrstellenbesetzungen, Profilbildungen oder Finanzausstattungen das zukünftige Bild der Kirche in der Stadt bestimmen, ist mit hohen Kosten und gleichzeitigen Einbußen an möglicher konzeptioneller Substanz verbunden. Scheinbar beliebig wird mal diese, mal jene Kirchengemeinde in der Stadt in Frage gestellt, die evangelische Kirche in der Stadt scheint inhaltlich gesehen, ohne Übersicht auf notwendige Reduzierungen zu reagieren. Es ist dringend erforderlich, Konzepte für eine kirchliche Profilbildung und Konzentration in den Städten zu entwerfen, die der Kirche zu neuem Wachstum verhelfen kann. Die evangelische Kirche muss in diesen Prozessen aktiv gestaltend sein und sich nicht als Opfer von Entwicklungen fühlen. Seit vielen Jahren sind fast alle Mitarbeitenden in der Kirche immer wieder mit Reduzierungsplänen beschäftigt; integrative Konzepte für eine einladende und vitale Kirche in der Stadt kommen dabei immer wieder zu kurz. Deswegen erscheint es dringlich, Handlungsszenarien für die evangelische Kirche in der Stadt zu entwickeln, die auch bei weiteren Reduzierungen noch Gültigkeit behalten.

Vor diesem Hintergrund wird die evangelische Kirche in der Stadt ihre Steuerungsprozesse hinterfragen müssen. Wie kann ein gesamtstädtischer kirchlicher Handlungsplan entworfen und umgesetzt werden, wenn in der Perspektive einzelner Ortsgemeinden erst einmal alle Anstrengungen nur der eigenen Gemeinde gelten? Mit welchen Beteiligungen müssen die konsequenten Entscheidungsprozesse vorbereitet werden, und wie können parochiale Grenzen zum Wohle eines stadtweiten Blicks übersprungen werden? Die Quartiers- und die Stadtverantwortung muss im Gegenüber zur lokalen Orientierung mit einer neuen Gestaltungsbefugnis ausgestattet werden. Mitunter ist hierfür auch ein Wechsel der Anstellungsträgerschaft hilfreich; Kirchenkreise (Dekanate) sind mittelfristig die richtige Ebene, um die Nähe zu den konkreten Standorten in der Stadt mit einer Gesamtperspektive der kirchlichen Arbeit in der Stadt zu verbinden. In größeren Städten müssen darüber hinaus Vereinbarungen zwischen den Kirchenkreisen (Dekanaten) getroffen werden, die eine Gesamtschau städtischer Entwicklungen garantieren.

3.3. Finanzen

Alle drei beschriebenen gemeindlichen Formen werden verstärkt eigene Finanzierungsmöglichkeiten entwickeln müssen. Während situative Gemeindeangebote oftmals schon recht erfolgreich mit Eintrittten, Spenden und punktueller Projektunterstützung arbeiten, sind Netzwerkgemeinden außerordentlich erfolgreich bei der Etablierung von Fundraising, Fördervereinen und Stiftungen. Gerade Netzwerkgemeinden, die über ein inhaltliches Thema, ein persönliches Charisma oder ein diakonisches Profil Menschen aus der ganzen Stadt versammeln, bieten vielfältige Chancen für eine finanzielle Unterstützung. Mit einem professionellen Finanzierungskonzept und einer angemessenen Würdigung von Spenderinnen und

Spendern können zu einem erheblichen Teil die Kosten für die besonderen Angebote von Netzwerkgemeinden generiert werden. So sinnvoll der wirtschaftliche Betrieb eines Fahrstuhls auf die Kirchenturmplattform oder eines Kirchenkiosks ist, so eng sind die Grenzen für wirtschaftliche Betätigungen der Gemeinden gezogen. Ein nicht unerheblicher Teil der hohen Akzeptanz der Kirche liegt auch darin, dass sie unabhängig von ökonomischen Zwängen ihren Auftrag formuliert. Ein Kostenbewusstsein, eine seriöse Finanzplanung und offensive Strategien zur Einwerbung von Drittmitteln sind notwendig, ein wirtschaftliches Engagement mit eigenen Betrieben dagegen nur in Ausnahmefällen sinnvoll.

Dass die verlässliche quartiersbezogene Arbeit für die Plausibilität der Kirchensteuer besondere Bedeutung hat, leuchtet unmittelbar ein. Die evangelische Kirche in der Stadt hat mit den drei Gemeindeformen auch neues Potenzial zur Erzielung von finanzieller Unterstützung. Allerdings ist es unübersehbar, dass die Ressourcenverteilung gerade für die „Kreativabteilung der Gesamtkirche“ in der situativen Gemeindeform wohl nie ohne überproportionale gesamtkirchliche Förderung auskommen wird – so wenig wie je eine Forschungsabteilung anderer Unternehmungen ohne gemeinsame Unterstützung auskommen wird.

Die zukünftige Finanzierung der kirchlichen Arbeitsbereiche innerhalb einer Stadt kann nicht in klassischer Art nach Gemeindeform erfolgen, sondern muss eine aufgabenorientierte Mittelausstattung sein, die Ziele definiert, Wirkung misst und Erfolge belohnt.

3.4. Personal

Eine Wiederkehr der Kirche in die Stadt in dem hier entfalteteten Sinne wird nur möglich, wenn die evangelische Kirche die Voraussetzungen für eine Arbeit in der Stadt kritisch diskutiert. Dazu gehört eine Klärung der theologischen und geistlichen Kompetenzen: Gibt es Kriterien für besonders geeignete „Stadtpfarrer/innen“? Wie kann der für die evangelische Kirche prägende Gedanke eines „Priestertums aller Gläubigen“ sich in Personalpolitik und Strukturen sinnvoll umsetzen lassen? Wie können qualifizierte ehrenamtliche Mitarbeiter für die Arbeit in einer Stadtkirche gewonnen und wie ausreichend begleitet, fortgebildet und gewürdigt werden?

Ohne kontinuierliche Fort- und Weiterbildung aller in der Stadt arbeitenden kirchlichen Mitarbeiter/innen wird die Kirche den Herausforderungen der Stadt nicht gerecht werden können. Und zu den wichtigsten Kompetenzen der Zukunft gehört neben der theologischen und geistlichen Kompetenz die Teamfähigkeit. Die dialogische Struktur städtischer Existenz fordert die Schärfung kirchlicher Konzepte im Team genauso wie die Stärkung einer geistlichen Gemeinschaft, die sich für das Leben der ganzen Stadt verantwortlich fühlt. Die Möglichkeiten für angehende Pastoren und Pastorinnen, im Vikariat oder einer späteren Fortbildungsphase einen eindeutigen Schwerpunkt in der stadtkirchlichen Arbeit zu markieren, sind bisher

begrenzt. Hier müssen Modelle entwickelt werden, die es möglich machen, überzeugende Qualifikationen für die Arbeit in Innenstadtkirchen zu erwerben. Dabei sollte gerade in diesem Segment eine landeskirchenübergreifende Möglichkeit entwickelt werden, die z.B. mit Vikariatsstationen an drei Innenstadtkirchen in Deutschland nicht nur der Ausbildung von zukünftigen Stadtpastorinnen diene, sondern zugleich die bundesweite Vernetzung dieser Arbeit vorantreiben würde.

Auch im Blick auf die zukünftige Personalpolitik wird den Besetzungen von Schlüsselstellen besondere Aufmerksamkeit zukommen. Dazu gehören Personalentscheidungen an herausgehobenen Innenstadtkirchen genauso wie an Profilkirchengemeinden. Die Entscheidung über solche Besetzungen sollte dabei niemals ausschließlich in gemeindlicher Verantwortung liegen, sondern immer in Abstimmung mit Anrainergemeinden und Kirchenkreisleitungen erfolgen.

Die Anstellungsträgerschaft für kirchliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auf größerer Ebene als der Gemeinde bietet die Chance einer höheren Verlässlichkeit und ist teilweise die einzige Möglichkeit, bestimmten Berufsgruppen auch zukünftig ganze Arbeitsstellen anbieten zu können. Dieses ist zugleich ein positives Signal, um Interessierte überhaupt noch für eine Ausbildung zum Beispiel als Kirchenmusiker oder Diakon gewinnen zu können.

Der verlässliche, in der Regel unbefristete Einsatz von einmal gewählten Pfarrer/innen an einem Ort hat teilweise zu einer mangelnden Flexibilität geführt, die zum Schaden des Ganzen werden kann. Für die Zukunft der Kirche in der Stadt ist es wichtig, dass Personalwechsel möglich bleiben müssen, auch um missionarische Strategien innerhalb einer Stadt durch eine gabenorientierte Personalpolitik optimal unterstützen zu können.

3.5. Religiöse Alphabetisierung und missionarische Bildungsarbeit

Der weitgehende Abbruch der religiösen Sozialisation in den Familien und in den Schulen stellt in den Städten für die Kirche eine besondere Herausforderung dar.

Bei unverändert hoher Taufbereitschaft in den alten Bundesländern und einer neuen, langsam wachsenden Taufbereitschaft in den neuen Bundesländern ist die Familie allein mit der religiösen Sozialisation überfordert. Religiöse Sozialisation bis hin zur Konfirmation legt aber die Grundlage für eine Begleitung des Lebens in der Perspektive des Glaubens. Es wird zukünftig entscheidend darauf ankommen, dass alle in Frage kommenden Institutionen – evangelische Kindertagesstätten, evangelische Schulen, kirchliche Kinder- und Jugendarbeit, Konfirmandenunterricht usw. – bei der Aufgabe der religiösen Sozialisation zusammenwirken. Religiöse Alphabetisierung zielt auf die Vermittlung eines christlichen Grundwissens und die Erfahrung eines religiösen Lebensvollzuges, die die Entstehung und Entwicklung eines für den einzelnen „stimmigen Glaubens“ (H. Lindner) fördern. Die dafür notwendigen und hilfreichen Formen und Inhalte gilt es mit Blick auf das Quartier und die Gesamtstadt weiter zu entwickeln. Auch hier wird es auf eine Vernetzung der

Angebote ankommen, weil keine Gemeinde ein „Vollprogramm“ vorhalten kann. Die Einrichtung von Kooperationsstellen auf der Ebene des Kirchenkreises (Dekanates), die für eine professionelle Vernetzung der Bildungsangebote und deren Bewerbung zuständig sind, kann eine hilfreiche Form der Steuerung sein.

Dabei wird es gerade in den Städten zunehmend auch um die Frage gehen, wie Erwachsene, die ohne eine Bindung an die Kirche und teilweise ohne jede religiöse Bildung aufgewachsen sind, wieder für den christlichen Glauben gewonnen werden können. Eine große Herausforderung in den neuen Bundesländern und eine wachsende Aufgabe in den alten ist deshalb die Frage eines attraktiven religiösen Bildungsangebotes für Erwachsene.

Hier können Profildgemeinden stellvertretend für ein Quartier Bildungsangebote anbieten. So wichtig dabei eine Vernetzung von existierenden kirchlichen Bildungsangeboten ist, so wichtig sind Versuche, neue Formen religiöser Bildung auszuprobieren. Die Kombination von religiöser Rede mit geistlichem Charisma in einem Kirchenraum, die Entwicklung eines niedrig schwelligen Erwachsenenkatechumenats und die Mitarbeit der Kirchen im Angebot der Ganztagschulen sind nur einige Beispiele. Die Formen werden vielfältiger sein müssen als bisher und zu Kooperationen mit anderen Bildungsträgern führen.

3.6. Öffentlichkeit

Zuverlässig geöffnete Kirchen gehören zu den Grundvoraussetzungen einer Kommunikation der Kirche in den öffentlichen Räumen einer Stadt. Dabei geht es um weitaus mehr, als nur um das Aufschließen der Kirchentüren. Ausstellungen, das Wirken von Kirchenführerinnen für Einzelne oder Schulklassen, Gebetszeiten an den Wochentagen, Orgelmusiken zur Mittagszeit – solche Angebote sind vielerorts zu Kristallisationspunkten einer für viele zugänglichen Form kirchlichen Lebens geworden. Kirchenläden, Speisungsräume und Gemeindefeste sind nur einige Beispiele, die zeigen, dass die Kirche ihre Rolle in den öffentlichen Räumen der Stadt spielt, ohne sich dabei selbstverständlich auf die Voraussetzungen des gemeinsamen Glaubens oder einer religiösen Vertrautheit stützen zu können.

Die Öffnung aller zentralen Kirchen in der Stadt aber bleibt die unüberbietbare Geste der Einladung an alle Stadtbürgerinnen, alle Flaneure und Umherirrenden und zeigt zugleich die Verantwortung für die städtische Öffentlichkeit. Mindestens eine zentrale Stadtkirche sollte zudem bis tief in die Nacht geöffnet bleiben, um damit dem städtischen Gemeinwesen als symbolischer Asylort zu dienen. Welche große Bedeutung die Kirchen in den Städten erhalten können, wenn es keine anderen öffentlichen Räume mehr gibt, haben die Innenstadtkirchen in der ehemaligen DDR in den 80er Jahren gezeigt. So spielten die Zionskirche in Berlin, die Kreuzkirche in Dresden und die Nikolaikirche in Leipzig im konziliaren Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung als öffentliche Räume eine wichtige Rolle und bildeten zugleich einen Gegenentwurf zu staatlich gelenkter

Öffentlichkeit. Diese Tradition der Kirchen als öffentliche „Räume der Freiheit“ muss stärker in den Stadtkirchen unserer Tage profiliert werden.

Stadtleben wird entscheidend durch mediale Öffentlichkeiten geprägt. Die lokalen Zeitungen und Rundfunksender bilden einen wichtigen Teil städtischen Geschehens ab. Sie stärken die Identifikation der Bürgerinnen mit ihrer Stadt, sie bestimmen Themen und begleiten Stadtpolitik. Längst ist ein wichtiger Teil der Wirklichkeitserfahrung durch die Massenmedien dominiert. Die Begegnung auf dem Marktplatz oder im Gottesdienst in der Kirche gilt zwar auch als öffentliches Geschehen, mediale Aufmerksamkeit allerdings und damit allgemeine Bekanntheit in der Stadt erreichen sie in der Regel nicht. Die mediale Berichterstattung hat deshalb maßgeblichen Einfluss auf die öffentliche Wahrnehmung von Kirche in der Stadt: Gottesdienstübertragungen, Rundfunkandachten und Wochenendkolumnen markieren die hohe Akzeptanz, die die Kirchen noch immer haben. Zu großen kirchlichen Festtagen greifen die Medien christliche Themen und Traditionen auf und füllen mit ihnen Titelseiten und Feuilletons. In lokalen Zeitungen werden die Gottesdienste und Kirchenkonzerte angekündigt, die über Weihnachten und Ostern in kirchlichen Räumen gefeiert werden. In den großen Städten umfasst diese Darstellung zu Weihnachten mehrere Seiten der jeweils führenden Lokalzeitung. Zu bedeutenden gesellschaftspolitischen und ethischen Debatten, zunehmend auch zu trivialen Allerweltsthemen, werden Kirchenvertreter um Statements und Interviews gebeten. Dabei machen sich durch größer werdende Medienkommerzialisierung stärkere Boulevardisierung und Personalisierung bemerkbar. „Kirchliche Prominenz“ ist gefragt, um Themen dem Leser, Hörer oder Zuschauer auf ansprechende Weise zu vermitteln. Die Privatsphäre einer Bischöfin oder eines Dekans, die „Homestory“ aus dem Pfarrhaus ist von größerem Interesse als der Bericht über Reformbemühungen und gemeindliche Neuaufbrüche. Manchmal mangelt es der Kirche und ihrem Umfeld auch schlicht am Neuigkeitswert eines Themas. Die alltägliche Arbeit in der Gemeinde oder diakonischen Einrichtung findet in den öffentlichen Medien daher eher selten die Aufmerksamkeit, die sie verdient hätte. Aus seelsorgerlichen, liturgischen und theologischen Gründen wird es allerdings immer Bereiche kirchlichen Handelns geben, die in ihrem Charakter die private Sphäre verlangen. Gerade in der konsequenten Vermeidung von medialer Öffentlichkeit in bestimmten Teilen der Arbeit liegt eine Stärke der Kirche. Sie darf sich nicht den medialen Öffentlichkeiten anbiedern, sondern muss in der Haltung einer kritischen Zeitgenossenschaft das Leben in der Stadt begleiten, deuten und auch kritisieren können. Die Glaubwürdigkeit der Kirche liegt auch darin, dass sie nicht um jeden Preis mediale Aufmerksamkeit erlangen will.

Dennoch bedarf es gerade in Städten neben den informellen Kommunikationsnetzwerken und den parochialen Informationswegen mit Schaukasten und Gemeindebriefen einer professionellen Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Jeder großstädtische Kirchenkreis bzw. jedes Dekanat muss über eine eigene Abteilung verfügen, in der das Stadtgeschehen kritisch beobachtet und die kirchlichen

Angebote und Positionen erfolgreich in den Medien platziert werden können. Mit dem Versenden schlichter Pressemeldungen zu kirchlichen Debatten oder Veranstaltungen ist man in den Medienmetropolen kaum noch erfolgreich. Zu groß ist die Konkurrenz anderer Meldungen und die Dominanz der Tagesaktualität. Um eigene Themen in den Medien zu setzen, müssen Anlässe geschaffen, Geschichten entwickelt und Events organisiert werden. Das Bild für die Fotografen ist dabei ebenso wichtig wie eine gewisse Originalität in der Präsentation: Um den Reformationstag in die aktuelle Berichterstattung der Medien zu bekommen, reicht es nicht, auf Martin Luther zu verweisen. Aufmerksamkeit ist gewonnen, wenn Pastorinnen und Pastoren Lutherbonbons in der Fußgängerzone verteilen. Für den Spendenaufruf zur Sanierung der Citykirche seilen sich Kirchenvertreter vom Turm ihres Gebäudes ab und haben damit Foto, Fernsehbericht und Meldung sicher. Diese Beispiele unterstreichen die neue Herausforderung kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit in den Großstädten

Ein wichtiges Instrument kirchlicher Presse- und Öffentlichkeitsarbeit ist die Krisen-PR, die dazu beiträgt, dass ein innerkirchlicher Konflikt durch öffentliche Debatten nicht verschärft und damit das Konfliktmanagement erschwert wird. Ein guter, stetiger Kontakt zu den Medienvertretern vor Ort ist dafür unerlässlich und bedarf kontinuierlicher Pflege. Er dient nicht nur dem kirchlichen Selbstzweck, sondern ist überhaupt Voraussetzung, um das städtische Gewissen zu schärfen.

Der öffentliche Stadtraum ist von zwei Seiten bedroht. Zum einen werden durch die zunehmende Privatisierung Plätze und Wege der allgemeinen Zugänglichkeit entzogen. Zum anderen vervielfältigen sich virtuelle Räume im Internet und stellen die Frage nach dem „Eigentlichen“ eines öffentlichen, erfahrbaren Raumes.

In den „Neuen Medien“ wie dem Internet vollzieht sich ein erneuter Privatisierungsschub, den man auch als „Enträumlichung“ beschreiben kann. Die Zunahme virtueller Räume, in denen Kommunikation geschieht, fordert die Notwendigkeit einer realen räumlichen Stadtöffentlichkeit noch einmal in besonderer Weise heraus. Dafür können die Kirchen mit ihren öffentlichen Räumen gerade in deren Andersartigkeit einen wichtigen Beitrag leisten. Die von Michel Foucault⁴⁵ skizzierten Gegenräume, „Heterotopien“, sind reale Räume in raumzeitlicher Einheit, in denen ich bin und zugleich nicht bin. Spiegel und Friedhof beschreiben nach Foucault das Wesen von Heterotopien. Ohne den Spiegel fehlt eine Anschauung meiner selbst und ohne den Friedhof eine Anschauung meiner Endlichkeit. Solche Gegenräume ritualisieren und lokalisieren Brüche, Schwellen und Abweichungen, bezeichnen Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Dieser Entwurf ist auch geeignet, die Rolle der Kirchen im Blick auf die öffentlichen Räume in einer Stadt zu beschreiben. Die Kirchen sind nicht mehr nur die selbstverständlichen Offenbarungsorte eines himmlischen Raumes, der in ihnen Gestalt geworden ist. Vielmehr sind heute die Erfahrungen von Kirche und kirchlichen Räumen an den

45 Michel Foucault, Die Heterotopien Frankfurt/M 2005.

Bruchstellen menschlicher Subjektivität angesiedelt. Glaube und Unglaube durchdringen sich, die Gotteserfahrung ist keine Selbstverständlichkeit und kennt auch die Ferne und das Schweigen. So sucht der Mensch in der Stadt die öffentlichen Gegenräume, in denen seine Sehnsucht Gestalt gewinnt. Nicht für das schon eingelöste Versprechen, sondern für die Hoffnung auf die Einlösung eines die Welt verändernden Versprechens stehen die Kirchen als Gegenräume unübersehbar in den öffentlichen Räumen einer Stadt.

3.7. Interreligiöser Dialog

Ob Religion in Zukunft eine friedensstiftende Größe sein wird oder zur Potenzierung sozialer und kultureller Spannungen und Konflikte beiträgt, ist für die Stadt eine wichtige Zukunftsfrage. Um des Zusammenlebens der Menschen verschiedener Religionen willen gibt es keine Alternative zu einem Dialog der Religionen in der Stadt. Die christlichen Kirchen haben eine besondere Verantwortung für den Erhalt des Stadtfriedens; insofern ist die ökumenische Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Konfessionen des christlichen Glaubens eine unerlässliche Voraussetzung auch für den Stadtfrieden. Das ökumenische Gespräch schließt dabei auch die Offenheit für die vielen christlichen Gemeinden ein, die Menschen aus anderen Ländern sammeln und in deren Sprache Gemeinde aufbauen; Gastfreundschaft und Zusammenarbeit bei den Aufgaben der Integration sind wichtige Bausteine einer solchen ökumenischen Zusammenarbeit in der Stadt. Darüber hinaus ist es auch unerlässlich, dass die Kirchen an der Gestaltung des interreligiösen Dialogs aktiv mitwirken.

Dieser beginnt mit der gegenseitigen Wahrnehmung. Auf diesem Weg wird sowohl das die Religionen Verbindende, als auch das sie Unterscheidende bzw. Trennende sichtbar werden. Mit der Frage nach dem Dialog ist die Frage nach dem je Eigenen untrennbar verbunden, denn in der Begegnung mit den religiös Anderen und Fremden wird die eigene Religion begründet und angeeignet.

Der interreligiöse Dialog und die Kooperation der verschiedenen Religionen zugunsten der Stadt gehören untrennbar zusammen. Die unterschiedliche religiöse Verwurzelung ist nicht a priori ein Hindernis, gemeinsam der Stadt Bestes zu suchen. Dass man an unterschiedlichen Orten betet, bedeutet nicht, dass man nicht gemeinsam für Frieden und Gerechtigkeit in der Stadt eintreten kann. Der Dialog ist mühsam und braucht institutionelle Formen, die gerade in kritischen Zeiten eine Gewähr für kontinuierliche Begegnung bieten. Profildgemeinden mit einem Bildungsangebot bieten sich als Begegnungsorte für unterschiedliche Religionsgemeinschaften an. In jeder Stadt sollte eine Kirche stellvertretend diesen Dialog mit besonderer Aufmerksamkeit führen. Pfarramtliche Zusatzbeauftragungen und Qualifikationen gehören unabdingbar zu einem solchen Ort hinzu, an dem exemplarisch ein Grundgedanke der europäischen Stadt dialogisch inszeniert wird: die Achtung des Fremden. Ein kontinuierlicher oder verlässlicher Begegnungsort, an

dem sich Vertreter aller wichtigen religiösen Gemeinschaften einer Stadt regelmäßig treffen und neben theologischen Fragen vor allem zur Situation der Stadt und ihrer gemeinsamen Verantwortung für das städtische Gemeinwesen Stellung nehmen, könnte diesem Ansatz besonderes Gewicht verleihen.

Ausblick: Gott in der Stadt

Wie die Zukunft der Stadt konkret aussieht und welche Rolle die evangelische Kirche in ihr spielen wird, ist trotz aller empirischen Untersuchungen ungewiss. Aber auch wenn manche der aktuellen Tendenzen in der Stadt wenig von einer humanen Stadtentwicklung erzählen, ist eine missionarische Kirche frei von Resignation. Wo von Gott berufene Menschen aufhören, vor Gott zu fliehen und sie der Stadt Bestes suchen, wie es in der Novelle des Jonabuches erzählt wird, werden sie die überraschende Gegenwart Gottes in dieser Welt erleben.

Die christliche Hoffnung für die Städte reicht weiter als ein Denken und Planen, das nur auf eigene strategische Ziele setzt und die Zukunft möglichst wissenschaftlich abgesichert prognostiziert. Nicht den Stadtskeptikern und Unheilspropheten ist es aufgetragen, die Zukunft der Stadt vorherzusagen. Denn, das lehrt die Jona-Erzählung: Es gibt auch die Gottesüberraschung. Das ist die große barmherzige Geste Gottes, die auf die Wirklichkeit antwortet, sei sie auch noch so bedrohlich, sündhaft oder aussichtslos. Und sie antwortet nicht mit Zerstörung und Vernichtung, sondern heilend.

Aus dieser Geste speist sich die Hoffnung für eine Zukunft unserer Städte.

Diese Hoffnung hilft, der städtischen Wirklichkeit standzuhalten und ermöglicht eine gelassene und überzeugende Gestaltungs- und Verantwortungsbereitschaft für Stadt und Kirche.

Das Ziel dieser Studie wäre erreicht, wenn die Aufmerksamkeit für wichtige Zukunftsfragen der Stadt offen bliebe für die Überraschungen Gottes und seine Treue zur Stadt.

Verzeichnis ausgewählter Literatur

Arbeitsstelle Kirche und Stadt: Buchreihe Kirche in der Stadt, hg. von: Hans Werner Dannowski / Wolfgang Grünberg u.a., 13 Bände, Hamburg 1991-2006.

Berger, Peter L.: Der Zwang zur Häresie.
Religion in der Pluralistischen Gesellschaft, Frankfurt/M 1980.

Claussen, Johann Hinrich: Zurück zur Religion.
Warum wir vom Christentum nicht loskommen, München 2006.

Cox, Harvey: Stadt ohne Gott?, Stuttgart / Berlin 1966.

Daiber, Karl-Fritz: Vagabundierende Religiosität oder Vielfalt der Spiritualitäten.
Anforderungen an Kirchen in der Stadt, in: Heumann, Jürgen (Hrsg.), Stadt ohne Religion? Frankfurt/M 2005, S. 15-22.

Dannowski, Hans Werner / Groß, Gisela / Grünberg, Wolfgang / Göpfert, Michael / Krusche, Günther / Meister, Ralf:
Gott in der Stadt. Analysen – Konkretionen – Träume, Reihe Kirche in der Stadt, Bd. 9, Hamburg 1998.

Dannowski, Hans Werner: „Suchet der Stadt Bestes...“
Die gegenwärtigen Herausforderungen der Stadt und der Auftrag der Kirche, in: Kirchenamt der EKD (Hg.), Internationale Citykirchenkonferenz vom 8.-10. Mai 2005 in Berlin. Bericht und Dokumentation, Hannover 2006.

Di Fabio, Udo: Kultur der Freiheit, München 2005.

Fechtner, Kristian: Kirche von Fall zu Fall.
Kasualpraxis in der Gegenwart – eine Orientierung, Gütersloh 2003

Foucault, Michel: Die Heterotopien, Frankfurt/M 2005.

Göschel, Albrecht: Demographischer Wandel: Polarisierung der deutschen Städte,
in: Puschmann, Wolfgang; Schmalstieg, Herbert (Hg.): Kirche und Stadt im demographischen Wandel, Evangelisch-lutherischer Stadtkirchenverband Hannover 2006, S. 19-32.

Graf, Friedrich Wilhelm: Die Wiederkehr der Götter.
Religion in der modernen Kultur, München 2004.

Grünberg, Wolfgang: Vier Versuche, eine Stadt zu „lesen“, in:
Die Sprache der Stadt. Skizzen zur Großstadtkirche, Leipzig 2004, S. 37-46.

ders.: Die Kirche – Ein Segen für die Stadt?, in: Was die Stadt im Innersten zusammenhält. Stadtentwicklung als Gemeinschaftsaufgabe, Almanach 2005 / 2006, Hg. Julian Wékel im Auftrag der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung, Berlin 2006, S. 114-128.

Gundlach, Thies: Wohin wächst die Kirche? Von der Generalzuständigkeit zu Zentren gelingender Kirchlichkeit, in: Pastoraltheologie 94. Jg. (2005), S. 217-230.

Habermas, Jürgen: Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine Politische Schriften V. (Neue Folge, 321), Frankfurt/M 1985⁷.

Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter: Neue Urbanität, Frankfurt/M 1987⁸

Höhn, Hans-Joachim: Passanten, Pendler und Flaneure. Religion in der City, in: Puschmann, Wolfgang / Schmalstieg, Herbert (Hg.): Stadt und Kirche im demographischen Wandel, Evangelisch-lutherischer Stadtkirchenverband Hannover 2006, S. 45-61.

Hoffmann-Axthelm, Dieter: Stadtumbau, in: Puschmann, Wolfgang / Schmalstieg, Herbert (Hg.): Stadt und Kirche im demographischen Wandel, Evangelisch-lutherischer Stadtkirchenverband Hannover 2006, S. 87-104.

Huber, Wolfgang / Friedrich, Johannes / Steinacker, Peter (Hg.):
Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006.

Joas, Hans: Braucht der Mensch Religion?
Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz, Freiburg i.B. 2004.

Joas, Hans: Die Entstehung der Werte, Frankfurt/M 1999.

Joas, Hans: Religion post-säkular? Zu einer Begriffsprägung von
Jürgen Habermas, in: Braucht der Mensch Religion, Freiburg 2004, S. 122ff.

Kirchenamt der EKD (Hg.): Menschengerechte Stadt. Aufforderung zur humanen und ökologischen Stadterneuerung. Studie der Kammer für soziale Ordnung der EKD, Gütersloh 1984.

dass. (Hg.): Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung und

Solidarität. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Armut in Deutschland, Gütersloh 2006.

dass. (Hg.): Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006.

Körtner, Ulrich H.J.: Wiederkehr der Religion, Gütersloh 2006.

Lange, Ernst: Ein anderes Gemeindebild. Erwägungen zum Problem „Kirche und Gesellschaft“, in: ders., Kirche für die Welt. Aufsätze zur Theorie kirchlichen Handelns (hg. von Rüdiger Schloz), München 1981, 177-194.

Lindner, Herbert: Kirche am Ort. Ein Entwicklungsprogramm für Ortsgemeinden, Stuttgart u.a. 2000.

Mitscherlich, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte, Frankfurt/M 1965.

Neumann, Birgit / Rösener, Antje: Kirchenpädagogik. Kirchen öffnen, entdecken und verstehen. Ein Arbeitsbuch, Gütersloh 2003.

Opaschowski, Horst W.: Kathedralen des 21. Jahrhunderts. Erlebniswelten im Zeitalter der Eventkultur, Hamburg 2000.

ders.: Besser leben, schöner wohnen? Leben in der Stadt der Zukunft, Darmstadt 2005.

Pohl-Patalong, Uta: Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen 2006².

Pollack, Detlef: Säkularisierung – ein moderner Mythos? Studien zum religiösen Wandel in Deutschland, Tübingen 2003.

Ratzmann, Wolfgang / Ziemer, Jürgen (Hg.): Kirche unter Veränderungsdruck. Wahrnehmungen und Perspektiven, Leipzig 2000.

Schnell, Hugo: Die überschaubare Gemeinde, Berlin-Hamburg 1994².

Schulz, Claudia: Milieuspezifische Profilierung von Ortsgemeinden. Umgemeindung in der Bremischen Evangelischen Kirche als Modell für mehr Beteiligung und Kirchenbindung?, in: Pastoraltheologie 94. Jg. (2005), S. 341-359.

Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens.
Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt/M 1986.

ders.: Der flexible Mensch, Berlin 1998.

ders.: Respekt im Zeitalter der Ungleichheit, Berlin 2002.

Siebel, Walter: Die Stadt und die Fremden, in: Brech, Joachim / Vanhué, Laura (Hg.), Stadt im Wandel, Darmstadt 1997, S. 33 ff.

ders.: Entwicklungstendenzen der europäischen Stadt,
in: Jürgen Heumann (Hrsg.), Stadt ohne Religion? Frankfurt/M 2005, S. 163-169.

Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland: "Gerechtigkeit erhöht ein Volk - Armut und Reichtum". Kundgebung der 10. Synode der EKD (November 2006), http://www.ekd.de/synode2006/beschluesse/kundgebung_schwerpunktthema.html

Worldwatch Institute (Hg.): Die Lage der Welt 2007,
Planet der Städte, Münster 2007.

Mitglieder der Arbeitsgruppe

Dekanin Andrea Borger, München

Martina Baur-Schäfer, Bonn

Pfarrer Hans-Georg Filker, Berlin

Pfarrer Hermann Kotthaus, Wuppertal

Propst Ralf Meister, Lübeck (Vorsitzender)

Pröpstin Dr. Ulrike Murmann, Hamburg

Pfarrerinnen Birgit Neumann, Magdeburg

Superintendent Ulrich Tetzlaff, Greifswald

Stadtsuperintendent Lothar Wittkopf, Berlin

Pastor Dr. Matthias Wünsche, Kiel

Pfarrer Joachim Zirkler, Dresden

Wissenschaftliche Begleitung:

Hans-Werner Dannowski, Stadtsuperintendent a.D., Hannover

Prof. Dr. Wolfgang Grünberg, Arbeitsstelle Kirche und Stadt, Hamburg

Ständiger Gast:

OKR Dr. Thies Gundlach, Kirchenamt der EKD

Gast:

Prof. Dr. Heinrich Mäding, Deutsches Institut für Urbanistik, Berlin

Geschäftsführung:

OKR Rolf Sturm

Anhang

Netzwerke im Bereich „Kirche in der Stadt“:

„Kirche und Stadt“ – Konsultation der EKD

Alle zwei Jahre treffen sich die Stadtsuperintendenten/innen und Stadtdekane/-innen großer Städte wie Hamburg, Berlin, München usw. zum Erfahrungsaustausch über ihre Arbeit und die aktuellen Herausforderungen an die Präsenz der Kirche in der Großstadt. Die Tagungsberichte sind im Kirchenamt der EKD erhältlich.

City-Kirchen-Konferenz

In dieser Konferenz treffen sich die Stadtpfarrerinnen und Stadtpfarrer der Innenstadtkirchen und Stadtpfarrämter, um sich mit der Theorie und der Praxis der Citykirchenarbeit auseinander zu setzen. Die Situation am wechselnden Tagungsort gibt das Thema vor. Zur Zeit gehören ca. 70 Pfarrerinnen und Pfarrer zur City-Kirchen-Konferenz.

Informationen unter: www.citykirchen.de

Netzwerk Citykirchenprojekte

Citykirchenprojekte von Innenstadtkirchen bis zu Kirchenläden, Kirchenpavillons und Kirchencafés aus der ganzen Bundesrepublik haben sich zu einem ökumenischen Netzwerk zusammen geschlossen. Alle zwei Jahre trifft man sich zu einer bundesweiten Tagung.

Informationen unter: www.netzwerk-citykirchenprojekte.de

Bundesverband Kirchenpädagogik e.V.

Die Öffnung und Erschließung der Kirchengebäude als Orte des Glaubens mit kirchenpädagogischen Mitteln ist das Anliegen der Mitglieder des Bundesverbandes Kirchenpädagogik. Die Zielgruppe sind dabei sowohl Kinder und Jugendliche als auch Erwachsene. Der Bundesverband Kirchenpädagogik entwickelt und vertritt Standards für die Ausbildung von Kirchenführerinnen und Kirchenführern.

Informationen unter: www.bvkirchenpaedagogik.de

Offene Kirchen

Überregionale Signets kennzeichnen verlässlich geöffnete Kirchen. In verschiedenen Landeskirchen gibt es Ausbildungsgänge für ehrenamtliche Kirchenführerinnen und Kirchenführer, die mit einem Zertifikat abschließen. Die Ausbildungsträger haben sich zu einer Arbeitsgruppe zusammengeschlossen.

Informationen unter: www.offene-kirchen.de

Netzwerk „Kirchenreform“

Das „Netzwerk Kirchenreform“ wurde als Netzwerk "Gemeinde und funktionale Dienste" im September 2001 gegründet. Fokus des Netzwerkes ist insbesondere die kirchliche und religiöse Situation der Großstädte in Deutschland. Dabei werden theologische, soziologische, juristische und weitere relevante Aspekte berücksichtigt und thematisiert.

Informationen unter: www.netzwerkkirchenreform.de

In der Reihe »EKD-TEXTE« sind bisher erschienen:

Aus Platzgründen ist es nicht mehr möglich alle Titel der Reihe EKD-Texte hier aufzuführen. Die nicht mehr genannten Titel können in der Gesamtliste im Internet unter: http://www.ekd.de/download/070712_ekd_texte.pdf eingesehen werden.

- Nr. 38 **Ökumenische Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung**
Dresden, Magdeburg, Dresden
- Nr. 39 **Als Christen anderen begegnen**
Studie der Theologischen Kommission des Bundes der Evangelischen Kirchen
- Nr. 40 **Wanderungsbewegungen in Europa**
Diskussionsbeitrag der Kommission der EKD für Ausländerfragen und ethnische Minderheiten
- Nr. 41 **Zur Verantwortung des Menschen für das Tier als Mitgeschöpf**
Ein Diskussionsbeitrag des Wissenschaftlichen Beirats
- Nr. 42 **Sinti und Roma**
Eine Studie der Evangelischen Kirche in Deutschland
- Nr. 43 **Zur evangelischen Jugendarbeit**
- Nr. 44 **Frauenordination und Bischofsamt**
Eine Stellungnahme der Kammer für Theologie
- Nr. 45 **Kirchengesetz über Mitarbeitervertretungen in der EKD**
- Nr. 46 **Menschenrechte im Nord-Süd-Verhältnis**
Erklärung der Kammer der EKD für Kirchlichen Entwicklungsdienst
- Nr. 47 **Die Meissener Erklärung**
- Nr. 48 **Schritte auf dem Weg des Friedens**
Orientierungspunkte für Friedensethik und Friedenspolitik
- Nr. 49 **Wie viele Menschen trägt die Erde?**
Ethische Überlegungen zum Wachstum der Weltbevölkerung
- Nr. 50 **Ehe und Familie 1994**
Ein Wort des Rates der EKD aus Anlass des Internationalen Jahres der Familie 1994
- Nr. 51 **Asylsuchende und Flüchtlinge**
Zur Praxis des Asylverfahrens und des Schutzes vor Abschiebung
- Nr. 52 **»Gefährdetes Klima – Unsere Verantwortung für Gottes Schöpfung«**
- Nr. 53 **Vom Gebrauch der Bekenntnisse**
Zur Frage der Auslegung von Bekenntnissen der Kirche
- Nr. 54 **Gemeinsame Initiative – Arbeit für alle!**
Eine Studie der Kammer der EKD für soziale Ordnung
- Nr. 55 **Asylsuchende und Flüchtlinge**
Zweiter Bericht zur Praxis des Asylverfahrens und des Schutzes vor Abschiebung
- Nr. 56 **Zur Situation und Befindlichkeit von Frauen in den östlichen Landeskirchen**
Bericht des Frauenreferates der EKD 1995
- Nr. 57 **Mit Spannungen leben**
Eine Orientierungshilfe des Rates der EKD zum Thema „Homosexualität und Kirche“
- Nr. 58 **Der evangelische Diakonatsamt als geordnetes Amt der Kirche**
Ein Beitrag der Kammer für Theologie der Evangelischen Kirche in Deutschland
- Nr. 59 **Zur ökumenischen Zusammenarbeit mit Gemeinden fremder Sprache oder Herkunft**
- Nr. 60 **Versöhnung zwischen Tschechen und Deutschen**
- Nr. 61 **Gewissensentscheidung und Rechtsordnung**
Eine Thesenreihe der Kammer für Öffentliche Verantwortung der EKD
- Nr. 62 **Die evangelischen Kommunitäten**
Bericht des Beauftragten des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland für den Kontakt zu den evangelischen Kommunitäten
- Nr. 63 **Christentum und politische Kultur**
Über das Verhältnis des demokratischen Rechtsstaates zum Christentum
- Nr. 64 **Gestaltung und Kritik**
Zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert
- Nr. 65 **Genitalverstümmelung von Mädchen und Frauen**
Eine kirchliche Stellungnahme.
- Nr. 66 **Taufe und Kirchenaustritt**
Theologische Erwägungen der Kammer für Theologie zum Dienst der evangelischen Kirche an den aus ihr Ausgetretenen
- Nr. 67 **Ernährungssicherung und Nachhaltige Entwicklung**
Eine Studie der Kammer der EKD für Entwicklung und Umwelt

In der Reihe »EKD-TEXTE« sind bisher erschienen: (Fortsetzung)

- Nr. 68 **Das Evangelium unter die Leute bringen**
Zum missionarischen Dienst der Kirche in unserem Land
- Nr. 69 **Kirchengemeinschaft nach evangelischem Verständnis**
Ein Votum zum geordneten Miteinander bekenntnisverschiedener Kirchen
- Nr. 70 **Thomas Mann und seine Kirche**
Zwei Vorträge von Ada Kadelbach und Christoph Schwöbel
- Nr. 71 **Im Geist der Liebe mit dem Leben umgehen**
Argumentationshilfe für aktuelle medizin- und bioethische Fragen
- Nr. 72 **Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens**
Gewaltsame Konflikte und zivile Intervention an Beispielen aus Afrika
- Nr. 73 **Was Familien brauchen.** Eine familienpolitische Stellungnahme des Rates der EKD
- Nr. 74 **Solidarität und Wettbewerb**
Für mehr Verantwortung, Selbstbestimmung und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen
- Nr. 75 **Soziale Dienste als Chance**
Dienste am Menschen aufbauen · Menschen aktivieren · Menschen Arbeit geben
- Nr. 76 **Zusammenleben gestalten**
Ein Beitrag des Rates der EKD zu Fragen der Integration und des Zusammenlebens mit Menschen anderer Herkunft, Sprache oder Religion
- Nr. 77 **Christlicher Glaube und nichtchristliche Religionen**
Ein Beitrag der Kammer für Theologie der Evangelischen Kirche in Deutschland
- Nr. 78 **Bedrohung der Religionsfreiheit**
Erfahrungen von Christen in verschiedenen Ländern
- Nr. 79 **Die Manieren und der Protestantismus**
Annäherungen an ein weithin vergessenes Thema
- Nr. 80 **Sterben hat seine Zeit**
Überlegungen zum Umgang mit Patientenverfügungen aus evangelischer Sicht
- Nr. 81 **Schritte zu einer nachhaltigen Entwicklung**
Eine Stellungnahme der Kammer für nachhaltige Entwicklung der EKD
- Nr. 82 **Fern der Heimat: Kirche**
Urlaubs-Seelsorge im Wandel
- Nr. 83 **Dietrich Bonhoeffer**
Texte und Predigten anlässlich des 100. Geburtstages von Dietrich Bonhoeffer
- Nr. 84 **Freiheit und Dienst**
Argumentationshilfe zur allgemeinen Dienstpflicht und Stärkung von Freiwilligendiensten
- Nr. 85 **Menschen ohne Aufenthaltspapiere**
Orientierungshilfe zur Hilfe, Leitsätze, Schicksale, Recht u. Gemeinde
- Nr. 86 **Klarheit und gute Nachbarschaft**
Christen und Muslime in Deutschland
- Nr. 87 **Wandeln und gestalten**
Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen
- Nr. 88 **Verbindlich leben**
Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche in Deutschland
- Nr. 89 **Es ist nicht zu spät für eine Antwort auf den Klimawandel**
Ein Appell des Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof Wolfgang Huber
- Nr. 90 **Die Bedeutung der wissenschaftlichen Theologie für Kirche, Hochschule und Gesellschaft**
Dokumentation der XIV. Konsultation „Kirchenleitung und wissenschaftliche Theologie“
- Nr. 91 **Für ein Leben in Würde – HIV/AIDS-Bedrohung**
Eine Studie der Kammer der EKD für nachhaltige Entwicklung
- Nr. 92 **Familienförderung im kirchlichen Arbeitsrecht**
Eine Arbeitshilfe erarbeitet im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland

Herausgegeben vom Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Straße 12 · 30419 Hannover
Telefon: 05 11/27 96 0 · Fax: 05 11/27 96 707
E-Mail: versand@ekd.de · Internet: www.ekd.de